

Fritz-Erler-Forum

JURISTIN, EMIGRANTIN, BOTSCHAFTERIN
DER VERSÖHNUNG UND ERINNERUNG



FORUM LUDWIG MARUM

TAGUNG AUS ANLASS DES 100. GEBURTSTAGS VON ELIZABETH MARUM-LUNAU

**FRIEDRICH
EBERT** 
STIFTUNG

Fritz-Erler-Forum
Baden-Württemberg

INHALTSVERZEICHNIS

Sabine Fandrych	3
Begrüßung	
Monika Pohl	6
Einführung	
Dominique Avery	12
Begrüßung	
Detlev Fischer	17
Elisabeth Marum-Lunau. Eine der ersten Juristinnen Deutschlands	
Andrée Fischer-Marum	33
Französische Zustände 1933-1942. Die Marums im französischen Exil – Eine Familiengeschichte	
Sibylle Quack	58
Elisabeth Marum-Lunau	
Manfred Koch	64
Die Erinnerungsarbeit Elisabeth Marum-Lunaus in Karlsruhe	
Ulrich Wiedmann	73
Schulische Erinnerungsarbeit damals	
Monika Pohl	83
Schulische Erinnerungsarbeit heute. Sinnhorizonte und Perspektiven einer zeitgemäßen schulischen Erinnerungsarbeit	

Nachruf für Joachim W. Storck (1922-2011)	95
Zu den Autorinnen und Autoren	98
Programm der Tagung	100



DR. SABINE FANDRYCH

BEGRÜßUNG

Sehr verehrte Damen und Herren,
sehr geehrte Frau Dominique Avery,
sehr geehrte Frau Andrée Fischer-Marum,
sehr geehrter Herr Dr. Fischer,
lieber Harald Denecken,
sehr geehrte Frau Prof. Sibylle Quack,
liebe Frau Dr. Pohl,
liebe Gäste,

ganz herzlich möchte ich Sie alle heute Morgen im Namen der Friedrich-Ebert-Stiftung begrüßen. Mein Name ist Sabine Fandrych. Seit Mai 2010 leite ich das Fritz-Erler-Forum Baden-Württemberg. Ich überbringe Ihnen viele Grüße von meinem Kollegen und Vorgänger Felix Schmidt, der ja ein Sohn dieser Stadt ist. Ich dagegen bin als Neu-Badenerin und Neu-Württembergerin vor allem zum Zuhören und zum Lernen hier.

Was ich bereits gelernt habe, ist, dass der Name Ludwig Marum eng verknüpft ist mit der jüngeren badischen Geschichte: Mit der Erinnerung an einen aufrechten Sozialdemokraten, der für seinen Kampf für Demokratie, Menschenrechte und soziale Gerechtigkeit mit seinem Leben bezahlen musste.

Wir von der Friedrich-Ebert-Stiftung fühlen uns dem Kampf gegen Vergessen verpflichtet.

Der Preis, den unsere Vorkämpfer und Vorkämpferinnen für ihren Einsatz für Demokratie und Menschenrechte bezahlen mussten, ist zu hoch, um zuzulassen, dass Feinde der Demokratie unsere Gesellschaft aufs Neue zerstören.

Dies ist auch der Grund, warum wir die Erinnerungsarbeit an Ludwig Marum weiterführen und seine Nachfahren gerne unterstützen wollen. Gerade weil es immer weniger

Zeitzeugen gibt, wird es immer wichtiger, auch jüngere Leute anzusprechen und in die Erinnerungsarbeit einzubeziehen.



Dr. Sabine Fandrych, Fritz-Erler-Forum Baden-Württemberg

Deswegen begrüße ich es sehr, dass wir heute viel über die Erinnerungsarbeit und die schulische Erinnerungsarbeit erfahren werden. Auch wir vom Fritz-Erler-Forum versuchen in unserer Arbeit seit einiger Zeit vermehrt junge Menschen anzusprechen.

So zeigt unsere Ausstellung *„Demokratie stärken – Rechtsextremismus bekämpfen. Baden-Württemberg für Toleranz und Menschlichkeit“* Gefahren auf, die vom Rechtsextremismus als Bedrohung für Demokratie und Menschenwürde ausgehen.

Darüber hinaus stellt sie die Grundlagen des rechtsextremen Verhaltens und rechtsextremer Einstellungen dar und zeigt, welche Formen rechtsextreme Weltbilder und Argumentationsweisen auch in Baden-Württemberg annehmen. Es geht uns darum, Chancen und Gefahren für unsere demokratische Ordnung – mit Rückblick auf unsere Geschichte – aufzuzeigen und öffentlich zu diskutieren. Vor allem Jugendliche sollen erkennen, wie und wo sie für die Stärkung der Demokratie aktiv werden können.

Heute gedenken wir vor allem Frau Elizabeth Marum-Lunau, eine der ersten Juristinnen Deutschlands, deren Geburtstag sich im vergangenen Jahr zum 100. Mal jährte. Wir werden über die schweren Jahre im Exil nicht nur aus zweiter Hand, sondern in gewisser Weise auch aus erster Hand erfahren: in Form ihrer Briefe. Besonders freue ich mich, dass ihre Tochter Frau Dominique Avery und ihre Nichte Andrée Fischer-Marum zu diesem Symposium nach Karlsruhe gekommen sind.

Auch allen anderen Mitwirkenden möchte ich für Ihr Engagement danken, und Ihnen, meine Damen und Herren, für Ihr reges Interesse.

Herzlichen Dank!



DR. MONIKA POHL

EINFÜHRUNG

Meine Damen und Herren,

die heutige Tagung richtet den Fokus auf Elisabeth, die Tochter Ludwig Marums, deren Leben uns mit einer herausragenden Frauenbiographie des 20. Jahrhunderts bekannt macht und uns zugleich mit den furchtbaren Geschehnissen dieses Jahrhunderts konfrontiert, die wir nicht dem Vergessen anheim fallen lassen wollen. Elisabeth wäre am 1. September 2010 100 Jahre alt geworden. Dieses Datum bildet den Anlass unserer Tagung, die uns vor dem Panorama des vergangenen Jahrhunderts die Biographie einer starken Frau zeigen will, die aus Deutschland vertrieben wurde und später als Wegbereiterin der Erinnerungskultur in unserer Region wirkte.

Die Lebensspanne Elisabeths umfasste 88 Jahre. Sie lebte von 1910 bis 1998. Ihre Biographie wurde wesentlich von den politischen Entwicklungen des 20. Jahrhunderts bestimmt, eines Zeitalters der Extreme – wie es der englische Historiker Hobsbawm nannte. Dieses Jahrhundert war in seiner ersten Hälfte durch einen Gewaltexzess ohne Gleichen gekennzeichnet, für den ich nur wenige Stichworte nenne: Zwei furchtbare Weltkriege, faschistische und stalinistische Diktatur, Entrechtung und Verfolgung von Millionen Menschen, Völkermord an den Juden, barbarische Schlächtereien, Folterungen, Demütigungen und Verwüstungen unvorstellbaren Ausmaßes. Die Erfahrungen dieses mörderischen 20. Jahrhunderts prägten das Leben Elisabeths in ihrer Jugend und im frühen Erwachsenenalter. Wir wissen nicht, ob und wie sie die dort erfahrene Traumatisierung tatsächlich verarbeiten konnte. Es ist anzunehmen, dass diese Wunden nie vernarben. Elisabeth konnte ihr Leben dennoch erfolgreich meistern, sie nutzte die Chancen, die ihr durch eine warmherzige, liberale Erziehung, eine demokratische politische Sozialisation, eine akademische Ausbildung, die Entwicklung der Frauenemanzipation und nicht zuletzt durch die Hilfe von Freunden und aktiven Antifaschisten sowie durch das Leben in einem demokratischen Exilland gegeben waren. Der unmittelbar nach Kriegsende einsetzende Kalte Krieg, der die Welt über 40 Jahre in zwei Blöcke spaltete und mit dem Alptraum eines atomaren Krieges bedrohte, belastete auch das Leben

Elisabeths, deren nahe Angehörige in der DDR lebten. Sie erlebte allerdings auch noch das Ende dieser weltweiten Polarisierung und die Vereinigung Deutschlands. Die Hoffnung auf ein friedfertiges Deutschland und ein Zusammenwachsen Europas bestimmte die politische Perspektive Elisabeths am Ende ihres Lebens. Unsere Tagung wird das ganze Panorama des vergangenen Jahrhunderts entfalten und zugleich nach der Bedeutung und dem Wert einer lebendigen Erinnerungskultur fragen. Für diejenigen, denen Elisabeth Marum-Lunau bis heute unbekannt geblieben ist, sei hier eine kurze Darstellung ihres Lebens gegeben.

KINDHEIT UND JUGEND

Elisabeth wurde am 1. September 1910 als erstes Kind des Rechtsanwalts Ludwig Marum und seiner Ehefrau Johanna in Karlsruhe geboren. Sie wuchs in der behüteten Atmosphäre einer Familie des assimilierten deutsch-jüdischen Bildungsbürgertums auf. Ihr Vater stand zum Zeitpunkt ihrer Geburt am Beginn einer langjährigen politischen Laufbahn als badischer Spitzenpolitiker der Sozialdemokratie, ihre Mutter war eine gebildete Frau, deren Interessen sich vor allem auf



die Literatur und die Künste richteten. Im Jahre 1913 wurde der Bruder Hans geboren. Ihm folgte im Jahr 1919 die Schwester Brigitte. Als ältestes Kind lernte Elisabeth früh Verantwortung für ihre Geschwister zu übernehmen. Schon bald überschattete eine politische Katastrophe das Leben der kleinen Elisabeth. Als sie vier Jahre alt war, begann der Erste Weltkrieg,

die „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“.¹ Was ein moderner Krieg bedeutete, erlebte die Familie Marum, als die Stadt Karlsruhe Ziel verheerender Luftangriffe wurde. Einer von denen traf im Jahr 1916 die Vorstellung des Zirkus Hagenbeck auf dem Festplatz, was 71 Kinder mit dem Leben bezahlten. Unter ihnen hätten auch Elisabeth und Hans sein können. Diese Entwicklung war ein deutliches Zeichen dafür, dass der moderne Krieg vor der Zivilbevölkerung nicht halt machte und in der Form des Luftkrieges ein neues, furchtbares Ausmaß der Bedrohung annahm. Nach Kriegsende und in den folgenden Jahren der Republik stand der Vater Elisabeths als badischer Staatsrat und Fraktionsvorsitzender der SPD im Landtag im Zenit seiner politischen Karriere und setzte all seine Kräfte für den Ausbau der sozialen Demokratie ein². Elisabeth verbrachte unbeschwerte Jugendjahre in Karlsruhe, sie glaubte an eine gelingende jüdische Integration und maß den Symptomen eines latenten Antisemitismus, den sie als Jugendliche erfahren musste, kaum Bedeutung bei. Nach ihrem Abitur im Jahre 1929 entschied sie sich für das Studienfach Jura und ließ hiermit die Prägung durch ihren Vater erkennen, der sie in ihrem Wunsch, wie er Rechtswissenschaft zu studieren, stets bestärkt hatte. Sie wählte auch die gleichen Studienorte wie er: Heidelberg und München, wechselte allerdings noch nach Berlin, wo sich ihr Vater zum Zeitpunkt ihres Studiums auch als Abgeordneter des Deutschen Reichstags aufhielt. Mit der Situation von Frauen im Rechtswesen wird sich der erste Vortrag unserer Tagung beschäftigen.

LEBEN UNTER DER NAZIHERRSCHAFT

Die schwersten Jahre ihres Lebens standen der jungen Elisabeth während der 12 Jahre der Naziherrschaft bevor. Sie war 22 Jahre alt, als sie am 6. März 1933 ihr Studium mit dem Ersten Staatsexamen abschloss. Für eine juristische Laufbahn boten sich ihr allerdings keinerlei Aussichten, da Juden nun nicht mehr zur Referendarsausbildung im Staatsdienst zugelassen wurden. Schlimmer als die Frustration über die Vergeblichkeit ihres Studiums waren jedoch die Schläge, die die Familie Marum gleich zu Beginn der

¹ Der Begriff wurde geprägt von G. F. Kennan.

² Bereits als Kind vertrat Elisabeth die politischen Positionen ihres Vaters, als es galt, in der Schule den republikfeindlichen Äußerungen der Lehrer entgegenzutreten. Schon hier zeigte sich eine der charakteristischen Eigenschaften, die die Persönlichkeit Elisabeths bestimmen sollten: Offenheit, Geradlinigkeit, Identifikation mit Demokratie und Republik.

Naziherrschaft erleiden musste: Bereits am 10. März 1933 wurde ihr Vater verhaftet und rechtswidrig in so genannte „Schutzhaft“ genommen. Damit fiel der Ernährer der Familie aus und die Marums gerieten in finanzielle Not. Die Verantwortung für die Familie lastete auf Elisabeth, da ihre Mutter durch ein psychisches Leiden geschwächt war und der Bruder sich bereits im französischen Exil befand. Elisabeth übernahm die Betreuung des inhaftierten Vaters, bemühte sich um seine Freilassung, organisierte den Umzug der Familie in eine bescheidenere Wohnung. Als ihr Vater in einer spektakulären Schau- fahrt durch Karlsruhe in das KZ Kislau überführt wurde, wurde der doppelte Hass deut- lich, den die Nazis auf den Juden und Sozialdemokraten Marum richteten. Schließlich bildete die Ermordung ihres geliebten Vaters am 29. März 1934 einen schmerzlichen Tiefpunkt ihres jungen Lebens. Es folgte eine Zeit des Überlebenskampfes und der Heimatlosigkeit. Zunächst blieb Elisabeth in Berlin, während ihre Familie unmittelbar nach der Trauerfeier für Ludwig Marum, die durch die Anwesenheit von 3.000 Men- schen zu einer eindrucksvollen Demonstration gegen das NS-Regime geriet, in die französische Hauptstadt emigrierte. Elisabeth absolvierte in den nächsten Jahren eine Ausbildung zur Masseurin in Berlin. Mit dieser überall einsetzbaren Qualifikation hoffte sie, die Mühen des Exils besser bewältigen zu können.

EXIL

Die erste Station der Emigration war schließlich auch für Elisabeth Paris, wo sie im Jahr 1937 ihren langjährigen Jugendfreund, den Juristen Heinz Lunau heiratete. Nur kurze Zeit verblieb, um ein normales Eheleben zu führen. Nach Beginn des Zweiten Welt-



kriegs am 1. September 1939, dem 29. Geburtstag Elisabeths, geriet die Familie Marum in äußerste Bedrängnis. Sie begab sich nach der Besetzung von Paris durch die Nazis auf die Flucht nach Südfrankreich, wo Elisabeth, die Schwester Brigitte und ihre Mutter im berüchtigten Lager Gurs in den Pyrenäen inhaftiert wurden. Die Familie war in dieser Zeit zerrissen: Der Mann Elisabeths, Heinz, hielt sich als Prestataire – d.h. als Hilfs-

soldat der französischen Armee – in Marokko auf, der Bruder Hans wurde im Lager Le Vernet festgehalten, die Schwägerin Sophie und ihr kleiner Sohn Ludwig schlugen sich

fast mittellos in der nicht besetzten Zone Frankreichs durch. Schließlich gelang es der Familie, die Papiere und eine Schiffspassage für die Ausreise nach Amerika zu erhalten. Die Schwangerschaft der Schwester Brigitte verhinderte es, dass die vollständige Familie Marum Europa schließlich verlassen konnte. Während Hans, Sophie und deren Kinder Ludwig und Andrée sowie Elisabeth und ihre Mutter Johanna die rettende Ausreise antreten konnten, blieb Brigitte alleine zurück. Nach der Geburt ihres Sohnes Peter konnte sie sich noch zwei Jahre in Frankreich halten, ehe sie verhaftet, in das KZ Sobibor deportiert und dort 1943 ermordet wurde. Über die Situation der Familie Marum im französischen Exil wird uns der zweite Vortrag dieses Symposiums unterrichten.

Elisabeth verbrachte die Jahre des Exils in New York. Ihre Mutter und ihr Bruder mit seiner Familie wählten Mexiko als Fluchtziel. Der Neubeginn in den USA gestaltete sich für Elisabeth in den ersten Jahren äußerst schwierig, sie schlug sich – unterstützt von ihrem Jugendfreund Paul Schrag und seiner Frau Susie – mit allen möglichen Arbeiten durch. Diesen harten Existenzkampf bewältigte sie zusammen mit ihrem Ehemann Heinz, dem es mittlerweile gelungen war, nach Amerika nachzukommen. Zu ihren Jobs gehörten eine Hausmeistertätigkeit sowie die Arbeit als Köchin und Zimmermädchen in einem Hotel.

Es dauerte einige Jahre, bis sie sich in den USA etabliert hatte, die für über 50 Jahre zu ihrer Wahlheimat werden sollten. Sie bestritt schließlich dort ihren Lebensunterhalt als Managerin in großen New Yorker Hotels und engagierte sich in einer gewerkschaftlichen Organisation, in der sie auch mit vielen Schwarzen zusammen arbeitete. Elisabeth führte ihr Leben als selbstständige emanzipierte Frau, die nach der Trennung von ihrem Mann allein für ihre Tochter sorgte. Sie sah sich nun als Amerikanerin, die sich im Stammland der Demokratie mit dem Liberalismus identifizierte. Ein Vortrag über das amerikanische Exil wird den heutigen Vormittag abschließen.

DIE ARBEIT AN DER ERINNERUNG

Der letzte Lebensabschnitt Elisabeths, die Zeit nach ihrer Pensionierung, war einem neuen großen Lebensthema gewidmet, das die Erinnerung an ihren Vater und an das Schicksal ihrer Familie beinhaltete. Elisabeth unterhielt in ihrer Wohnung ein umfassendes Archiv mit Briefen ihres Vaters, Dokumenten und Photos ihrer Familie. Diese Mate-

rialien stellte sie den deutschen Archiven in ihrer badischen Heimat zur Verfügung und konnte auf diese Weise dazu beitragen, dass sich die Erinnerungskultur, die in den 70er und 80er Jahren noch keineswegs so ausgeprägt und entfaltet war wie heute, fortentwickeln konnte. Elisabeth arbeitete an den Dokumentationen über das Schicksal ihres Vaters und ihrer Familie mit. Es erschienen zwei Briefbände, deren genaue Kommentierung und Erläuterung das Werk Elisabeths war. Sie gehören heute mit zu den wichtigsten Quelleneditionen über das Schicksal jüdischer Mitbürger im deutschen Südwesten. Im Jahr 1990 zeichnete sie die Stadt Karlsruhe für ihre Arbeit mit der Ehrenmedaille der Stadt aus.

Eine besondere Freude und Überraschung war es für Elisabeth, als im Jahr 1985 das Gymnasium Pfinztal bei Karlsruhe auf Vorschlag von Schülern den Namen ihres Vaters annahm und das Lehrerkollegium sich verpflichtete, die Erinnerungsarbeit an Ludwig Marum als wesentliche Aufgabe seines pädagogischen Auftrags zu verfolgen. Dieses Vorhaben unterstützte Elisabeth, indem sie alljährlich die Schule besuchte und in den Schulklassen als Zeitzeugin auftrat. Sie überzeugte dort durch ihre liebenswürdige Art, die frei von Bitterkeit und Anklage war. Die beiden Vorträge des heutigen Nachmittags behandeln die Erinnerungsarbeit Elisabeths und weisen deren Bedeutung und Wirksamkeit nach.



Elisabeth Marum-Lunau in Karlsruhe

Die heutige Tagung will nicht nur an das bedrückende Schicksal einer jüdischen Frau in der Zeit des Nationalsozialismus und an die Mühen des Exils erinnern, sondern auch aufzeigen, mit welcher Tatkraft, Tapferkeit und Hoffnung auf eine humanere Welt Widerstand gegenüber einem menschenverachtenden System geleistet wurde. Daneben richtet die Tagung den Blick auf die Nachkriegszeit und den Aufbau einer Erinnerungskultur in der Region Karlsruhe, zu der Elisabeth einen entscheidenden Beitrag leistete.

DOMINIQUE AVERY

BEGRÜßUNG

Guten Morgen, meine Damen und Herren, liebe alte Freunde und liebe Cousine Andrée,

ich freue mich sehr, heute Morgen in Karlsruhe zu sein.

Diese Stadt mag ich sehr gern. 1952 habe ich sie als Achtjährige mit meiner Mutter Elizabeth Marum-Lunau zum ersten Mal besucht. Karlsruhe war der Mittelpunkt unseres halbjährigen Aufenthalts in Deutschland.

Das nächste Mal kam ich 1964 hierher, als ich 20 Jahre alt war und das Wintersemester in Heidelberg verbrachte. Ich kannte zwar niemanden hier, aber ich nahm einfach den Zug und lief den ganzen Tag in der Stadt umher. Meine Mutter war ganz gerührt, als sie erfuhr, dass ich ganz alleine nach Karlsruhe gekommen war.

1968 war ich wieder mit meinem damaligen Mann auf unserer Rückreise aus der Sowjetunion hier, nur um die Straßenschilder an der Ludwig-Marum-Straße zu sehen und für meine Mutter zu fotografieren.

1978 war es wieder so weit. Dieses Mal verbrachte ich eine Woche mit meiner Mutter in der Stadt. 1981 kamen wir mit meiner kleinen Tochter Carola wieder. Es folgten Besuche in den Jahren 1986 und 1990, als meine Mutter in einer Feierstunde die Ehrenmedaille der Stadt Karlsruhe erhielt. Zwei Jahre später 1992 war Carola wieder mit von der Partie und schließlich 1998 zur Bestattung meiner Mutter im Ehrengrab von Ludwig Marum auf dem Karlsruher Hauptfriedhof. Nach ihrem Tod kam ich so oft im Herbst zur Verleihung des Ludwig-Marum-Preises der SPD, dass ich es aufgegeben habe zu zählen.

Das Komische ist, dass ich zufälligerweise im Sommer, im Frühjahr und im Herbst hier war, aber dies ist das erste Mal, dass ich Karlsruhe im Winter besuche. Ich kann sagen, dass der Winter hier viel schöner ist als zu Hause, wo wir letzte Woche 10 Grad unter Null hatten.

Der Grund, warum ich diese Stadt so ins Herz geschlossen habe, ist, dass auch meine



Mutter eine große Vorliebe für Karlsruhe hatte. Es hätte sicher auch anders kommen können. Sie hatte alte Freunde in den Vereinigten Staaten, die auch hier aufgewachsen waren und die Karlsruhe überhaupt nicht mochten. Sie hätte bestimmt auch gute Gründe gehabt, die Stadt nicht zu mögen. Ihre Erfahrungen hier in den Jahren 1933 und 1934 hätten sie auch dazu bringen können, niemals wieder zurück zu wollen. Aber es ist anders gekommen.

Ich denke, ihre Erfahrungen mit Karlsruhe waren anders als die ihrer Freunde, weil sie so war, wie sie war, und weil sie die Menschen um sich herum beeinflussen konnte. Und das kann man natürlich daran erkennen, dass Sie alle heute hier sind.

Dominique Avery

Zu Hause hat mich kürzlich jemand gefragt, warum genau ich diese schnelle Vier-Tages-Tour nach Deutschland mache, noch dazu mitten in einer Zeit, die für mich beruflich am stressigsten ist. Als ich ihnen erzählte, dass ich das mache, um eine Tagung zu besuchen, die meine Mutter zu ihrem hundertsten Geburtstag ehren und feiern soll, waren sie beeindruckt, aber auch ein wenig ungläubig. Warum sollte jemand solch eine Tagung veranstalten?

Also erzählte ich ihnen kurz über ihren Vater Ludwig Marum, wer er war und wie es ihm erging und wie meine Mutter nach ihrer Pensionierung im Jahr 1975 anfang, regelmäßig nach West-Deutschland und Karlsruhe zu fahren, um ihre Familiengeschichte zu erforschen. Wie das alles dazu geführt hatte, dass sie das Leben ihres Vaters recherchierte, was wiederum zu dem Buch „Ludwig Marum: Briefe aus dem Konzentrationsla-

ger Kislau“ führte und zur Benennung des Gymnasiums Pfinztal nach ihrem Vater, zu dem Ehrengrab mit der Asche von Ludwig Marum, der Stele in Kislau und so weiter.

Natürlich haben alle hier Anwesenden ihre ganz verschiedenen, individuellen Gründe, warum sie hier sind. Aber der Grund, warum ich so glücklich bin, heute hier zu sein, ist ein ganz persönlicher: Der Tag gibt mir die Gelegenheit mit Menschen zusammenzutreffen, die meine Mutter kannten und über sie sprechen wollen.

Mir fehlt meine Mutter sehr und ich habe nicht oft die Gelegenheit, über sie zu sprechen. Wenn an Feiertagen die riesige Familie meines Mannes zusammenkommt, sitzt sie um den Tisch herum und man erzählt stundenlang Familiengeschichten. Ich habe solch eine Gruppe nicht. Meine Tochter war 17, als ihre Großmutter starb, und Carola erlebte sie, als sie, Carola, sehr jung beziehungsweise meine Mutter sehr alt war und nicht mehr sie selbst. Obwohl mein Mann ihr große Zuneigung und viel Respekt entgegenbrachte, war sie seine Schwiegermutter mit allem, was dazugehört. Gibt es in Deutschland auch Schwiegermutter-Witze? Die Freunde meiner Mutter sind tot oder sie sind sehr alt. Susie Schrag, eine enge Freundin, auch aus Karlsruhe, ist gerade im November 100 geworden und physisch und psychisch sehr hilflos.

Also bin ich ganz persönlich sehr dankbar dafür, dass Sie das heute machen und mir dieses Geschenk und diese Gelegenheit geben, über sie zu sprechen und andere über sie sprechen zu hören. Als ich darum gebeten wurde, ein paar Worte zu sagen, fiel es mir sehr schwer, mich zu entscheiden, was ich eigentlich erzählen wollte.

Zuerst wollte ich über meine Mutter Elizabeth sprechen, um meine besondere Kenntnis ihrer Person und meinen ganz persönlichen Blickwinkel mit Ihnen zu teilen. Schließlich hat sie niemand besser gekannt als ich. Zunächst habe ich daran gedacht, über sie als meine Mutter zu reden. Das musste ich sofort wieder aufgeben, weil es für mich zu emotional gewesen wäre.

Ich hätte über ihr berufliches Leben reden können – ich denke, ihre berufliche Karriere war faszinierend. Wie diese ausgebildete Juristin allerhand niedrige Arbeiten verrichtet hat, angefangen als Köchin in einem Oberschicht-Haushalt in New York, mit der Arbeit als Masseurin in einer Wellness-Oase, wie man heute sagen würde, und als Zimmermädchen in einem Hotel. Wie sie trotzdem nie verbittert war.

Ich habe es mir überlegt, über ihre Freundschaften zu reden. Wie sie sie schätzte und pflegte. Wie ihre besten Freunde in Amerika die Freunde aus ihrer Kindheit in Deutschland waren. Wie sie ihr ganzes Leben lang enge Verbindungen zu ihren Jugendfreunden aufrechterhielt, die in Deutschland geblieben waren. Was sie mir über Freundschaften beibrachte, so dass heute noch meine beste Freundin jemand ist, die ich schon in der Kindheit kennen gelernt hatte. Ich hätte reden können über ihre einzigartige Beziehung zu meinen Freunden. Wie sie zu uns gekommen sind, mindestens ebenso sehr, um meine Mutter zu sehen und mit ihr zu reden als mit mir. Und wie sie miteinander umgingen, wenn ich mit ihnen ins Theater ging oder in Konzerte oder zu Vorträgen.

Schließlich habe ich mich entschlossen, über diese Dinge überhaupt nicht zu reden und die gelehrten Vorträge anderen zu überlassen.

Ich bin aber kürzlich auf eine Geschichte gestoßen, die für Sie neu sein könnte und die ich mit Ihnen teilen will.

Die meisten von denen unter Ihnen, die meine Mutter gekannt haben, werden sich an den Ring erinnern, den meine Mutter immer getragen hat. Es war der einzige Ring, den sie überhaupt getragen hat. Es war der Ring ihres Vaters. So glaubte ich es. Es stellte sich nun heraus – das erfuhr ich aus den Papieren meiner Mutter –, dass es ursprünglich der Ring ihrer Mutter Johanna war. Es ist ein Geschenk von einem der Kinder ihrer Großmutter mütterlicherseits. Fanny Oppenheimer hatte 12 Kinder – sechs Söhne und sechs Töchter. Eine der Töchter war Thekla, Johanna Benedicks Mutter, also meine Urgroßmutter. Jedenfalls, einer der sechs Söhne wanderte in die Vereinigten Staaten aus und einmal, als er in den späten 1890er Jahren auf Besuch war, brachte er jedem seiner Neffen und jeder seiner Nichten einen goldenen Siegelring mit. Mein Ring trägt die Initialen J.B. für Johanna Benedick. Johanna, meine Großmutter, schenkte den Ring ihrem Mann Ludwig Marum und er trug ihn die ganze Zeit. Nach seiner Ermordung in Kislau wurde der Ring der Familie zurückgegeben. Meine Großmutter Johanna schenkte ihn meiner Mutter zu ihrem 31. Geburtstag. Das ereignete sich am 1. September 1941 an Bord der „Navemar“, dem Frachtschiff, das die beiden von Spanien nach New York brachte.

Abschließend möchte ich nochmals allen danken, die dieses Symposium organisiert haben und allen, die hierher gekommen sind, um den 100sten Geburtstag meiner Mutter

zu feiern, sie zu ehren und die Ergebnisse ihrer Reisen nach Karlsruhe und ihrer Erinnerungsarbeit hier zu dokumentieren.



Wie ich meinen Freunden daheim erklärt habe, begann die Arbeit meiner Mutter hier in Karlsruhe, weil sie Ludwig Marums Tochter war. Aber alles, was geschah, um Ludwig Marum zu ehren, wurde dadurch inspiriert, dass sie die Persönlichkeit war, die sie war, und das heutige Ereignis wurde veranstaltet als Zeichen der Hochachtung für meine Mutter, weil Sie alle von ihr berührt wurden.

DR. DETLEV FISCHER

ELISABETH MARUM-LUNAU.

EINE DER ERSTEN JURISTINNEN DEUTSCHLANDS

I. VORBEMERKUNG

Gerne bin ich der Einladung des Ludwig-Marum-Forums gefolgt, heute zu Ihnen über Elisabeth Marum-Lunau als eine der ersten Juristinnen in Deutschland zu sprechen. Wir werden im Verlauf meines Referats sehen, dass die Einstufung als eine der ersten deutschen Juristinnen etwas zu weit greift. Im Rahmen einer Gesamtschau lässt es sich aber sicherlich rechtfertigen, die im ersten Drittel des vergangenen Jahrhunderts ausgebildeten Juristinnen als die ersten ihres Faches zu bezeichnen. Mein Referat befasst sich nach einigen Bemerkungen zur Situation im Jahre 1933 zunächst mit den verschiedenen Beweggründen für Elisabeth Marums Studienwahl (1). Es folgt ein kurzer Rückblick auf die verschiedenen Etappen, die dazu führten, dass für Frauen die Berufswelt des Juristen zugänglich wurde (2). Hier finden wir viele Gemeinsamkeiten mit anderen Studienfächern, insbesondere der Medizin sowie den übrigen Naturwissenschaften und den verschiedenen geisteswissenschaftlichen Berufsfeldern. Anschließend versuche ich, die Studienzeit von Elisabeth zu skizzieren (3). Leider ist die Quellenlage hierzu recht dünn, so dass ich bei diesem Abschnitt teilweise auf Vermutungen angewiesen bin. Am Schluss steht der verhängnisvolle Übergang zur nationalsozialistischen Diktatur, mit deren Etablierung die deutsche Katastrophe ausgelöst wurde. Ich beschränke mich darauf, was die Perversion des Rechts für die weiblichen Juristen bedeutete (4).

Heute steht die älteste Tochter von Ludwig Marum im Mittelpunkt. Deshalb möchte ich sie zugleich zu Wort kommen lassen:

„Neun Wochen lang fuhr ich auf dem Rad von der Wendtstraße zum Gefängnis in der Riefstahlstraße. Der Weg führte durch eine Reihe von Schrebergärten. Jetzt sah ich in den Gärten den Frühling kommen. Am Handgriff des Rades hing der Korb mit dem Essen, Frühstück, dann Mittagessen und schließlich Abendessen. Man klingelte am Gefängnistor, ein Beamter nahm den Korb, und nach einigem Warten gab er den Korb,

*den ich vor ein paar Stunden gebracht hatte, zurück. Vor dem Gefängnis standen immer kleine Gruppen von Menschen: andere Angehörige von Gefangenen, Neugierige."*³

Ihnen als Kenner des Lebens von Ludwig Marum ist dieses Zitat geläufig. Es sind die Sätze mit denen Elisabeth Marum ihren uns auch heute noch zutiefst bewegenden Bericht über die niederträchtige NS-Schaufahrt am 16. Mai 1933 einleitete. Damals wurden Ludwig Marum und sechs weitere Karlsruher Sozialdemokraten in das neu errichtete KZ Kislau, nördlich von Bruchsal, verschleppt. Als eines der ersten Opfer des NS-Terrorregimes sollte er dort ein knappes Jahr später auf Anweisung des badischen NS-Reichstatthalters ermordet werden.

Im Frühjahr 1933 war die zweiundzwanzigjährige Elisabeth aus Berlin in ihre Heimatstadt Karlsruhe zurückgekehrt. Zuvor hatte sie am 6. März 1933, mithin einen Tag nach der letzten Reichstagswahl in Deutschland, das erste juristische Staatsexamen in der Reichshauptstadt abgelegt. Elisabeth Marum war damit Referendarin und hatte nach dem rechtswissenschaftlichem Studium an der Universität den praktischen, mehrjährigen Vorbereitungsdienst bei Gericht und Verwaltung vor sich, um nach diesem zweiten Ausbildungsabschnitt das Große Staatsexamen, auch als Assessorexamen bezeichnet, abzulegen. Wer beide Prüfungen abgelegt hat, ist – so auch heute noch, trotz Bachelor und Master – Volljurist. Ihm stehen aufgrund dieser spezifisch deutschen Ausbildung zum Einheitsjuristen alle juristische Berufsfelder offen: Richter, Rechtsanwalt, Notar, Verwaltungsjurist und eine weitere Anzahl von sonstigen Tätigkeiten. All dies wurde ihr, Elisabeth Marum, durch die NS-Diktatur verwehrt. Wie ihrer Freiburger Jahrgangskameradin Lotte Mayer, später unter dem Namen Lotte Paepcke (1910-2000) weithin bekannt, wurde auch Elisabeth Marum aus rassistischen Gründen die Aufnahme in den Referendardienst und damit der Zugang zum Volljuristen verweigert.

Kehren wir noch einmal zu der von Elisabeth Marum geschilderten Wegstrecke zurück: Sie führte über die damalige Maxastraße, die seit 1946 den Namen von Ludwig Marum trägt, über die nördliche Hildapromenade – damals noch nicht bebaut, die von Elisabeth erwähnten Schrebergärten befanden sich dort - zum Haydnplatz. Dann kamen die imposanten Bauten des Badischen Generallandesarchivs und des Badischen Verwaltungsgerichtshofs, bekanntlich das Gericht, mit der die moderne Verwaltungsgerichts-

³ Elisabeth-Marum-Lunau, Erinnerung an die Schaufahrt meines Vaters ins KZ Kislau, in: Ludwig Marum, Biographische Skizzen, 1994, S. 28.

barkeit in Deutschland begründet wurde.⁴ Schließlich folgte das von Josef Durm erbaute Oberlandesgerichtsgebäude, an dessen Hauptportal in seiner damals weitaus prächtigeren Ausgestaltung der schlichte Programmsatz *Justitia fundamentum regnorum* zu sehen war.⁵ Dies war für Ludwig Marum ein vielzitatierter Ausspruch, wobei er Wert darauf legte, dass das *Fundament der Gerechtigkeit* gerade auch für die Weimarer Republik bestimmend sei.⁶ Auch Elisabeth wusste hiervon. Sie musste nun auf ihren unzähligen Fahrten erkennen, dass diese Werte von der sich schnell etablierenden NS-Diktatur brutal zerschlagen wurden.

II. ELISABETH MARUMS STUDIENWAHL

Elisabeth Marum ist im Karlsruher Musikerviertel aufgewachsen. Seit 1919 hatte die fünfköpfige Familie im Anwesen Wendtstraße 3 ihren häuslichen Mittelpunkt gefunden. Gegenüber wohnte der angesehene Karlsruher Rechtsanwalt Dr. Fritz Oppenheimer; nebenan im Haus Nr. 5 Rechtsanwalt Dr. Fritz Hertz.⁷ In der nahe gelegenen Bachstraße befand sich das Wohnhaus von Rechtsanwalt Albrecht Fuchs, der nach dem Tod seines Vaters, des bekannten Freirechtlers und Meisters des Zivilprozesses Ernst Fuchs, seine Kanzlei dorthin verlegte.⁸ Nicht weit davon in der Händelstraße lebte Eduard Dietz, der als Vater der republikanischen Landesverfassung von 1919 bekannt wurde und mit Ludwig Marum im Vorstand der badischen Anwaltskammer eng zusammenarbeitete.⁹ In der nahe gelegenen Dragonerstraße wohnte Professor Franz Schnabel, der Historiker, dessen republikanische Reden großes Gewicht hatten.¹⁰ Aus diesem Viertel¹¹ speiste

⁴ D. Fischer, *Rechtshistorische Rundgänge durch Karlsruhe*, 2. Aufl. 2011, S. 77-80.

⁵ D. Fischer, *Rechtshistorische Rundgänge durch Karlsruhe*, 2. Aufl. 2011, S. 69-71.

⁶ M. Pohl, *Ludwig Marum, Ein Sozialdemokrat jüdischer Herkunft und sein Aufstieg in der badischen Arbeiterbewegung 1882-1919*, 2003, S. 71.

⁷ J. Werner, *Karlsruher Juden unter dem Hakenkreuz*, 1988, S. 236.

⁸ D. Fischer, *Rechtshistorische Rundgänge durch Karlsruhe*, 2. Aufl. 2011, S. 85-86.

⁹ D. Fischer, *Rechtshistorische Rundgänge durch Karlsruhe*, 2. Aufl. 2011, S. 87-89.

¹⁰ D. Fischer, *Eduard Dietz (1866-1940), Vater der badischen Landesverfassung von 1919*, 2008, S. 51; zu Schnabel eingehend A. Borgstedt, P. Steinbach, Hrsg., *Franz Schnabel, Der Historiker des freiheitlichen Verfassungsstaates*, 2009.

sich auch ihr Freundes- und Bekanntenkreis. 1929 legte Elisabeth Marum am Lessing-Gymnasium, bekanntlich das erste in Deutschland eröffnete Mädchengymnasium, das Abitur ab. Damit war für sie der Weg zu einer universitären Ausbildung eröffnet.



Dr. Detlev Fischer, Richter am Bundesgerichtshof, Vorsitzender des Vereins Rechtshistorisches Museum e.V., Karlsruhe.

ALLGEMEINE BEWEGGRÜNDE FÜR DAS JURISTISCHE STUDIUM

Die Wahl eines jungen Menschen für das Studium der Rechtswissenschaften kann bekanntlich auf vielen Beweggründen beruhen. Nicht selten entscheidet sich der junge Abiturient für dieses Studienfach, weil es, wie zuvor bereits erwähnt, eine Vielzahl von beruflichen Tätigkeiten eröffnet. Für andere Studiengänge, wie etwa das Geschichtsstudium, das vielfach nur in den Lehrerberuf führt, gilt dies gerade nicht. Wenn man sich die Biographien junger Frauen anschaut, die sich im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts für das Studium der Rechtswissenschaften entschieden haben, fällt auf, dass es sich

¹¹ Vgl. auch den Erlebnisbericht von Joachim Storck, Karlsruhe vor und nach 1933, in: Bismarck-Gymnasium Karlsruhe, 425 Jahre Gymnasium illustre 1586-2011, 2011; S. 51, 53ff.

nicht selten um Töchter von Juristen gehandelt hat; ein Befund, der sich ebenso für die männlichen Abiturienten anführen lässt. Auch auf Elisabeth Marum trifft dies zu.

DR. ERICA SINAUER ALS VORBILD

Ich darf in diesem Zusammenhang auf ein ganz charakteristisches Beispiel aus unserer badischen Heimat zurückgreifen, das möglicherweise auch Elisabeth Marum bekannt gewesen ist. Es betrifft Dr. Erica Sinauer¹² aus Freiburg i. Br., dort 1896 als Tochter des hoch angesehenen Rechtsanwalts Moritz Sinauer geboren. Sie war also vierzehn Jahre älter als Elisabeth Marum. Rechtsanwalt Sinauer hatte keine Söhne und für ihn war es ein Herzenswunsch, dass seine Tochter in seine Kanzlei eintreten und sie später übernehmen werde. Dieser Wunsch sollte in Erfüllung gehen. Die hochbegabte Juristin, die zuvor bereits als Lehrerin gearbeitet hatte, legte in den Zwanziger Jahren beide juristischen Examina ab und trat 1927 in die Kanzlei ihres Vaters ein. Sie war zugleich eine hoffnungsvolle junge Rechtshistorikerin, an der Freiburger Fakultät mit summa cum laude promoviert und dort am Aufbau des rechtshistorischen Instituts maßgeblich beteiligt. Nach dem Tode ihres Vaters im Jahre 1930 führte sie die gut gehende Kanzlei zunächst alleine weiter; später mit einem Sozios. Vater Sinauer war ebenso wie Ludwig Marum nicht nur jüdischer Herkunft, sondern auch langjähriges Vorstandsmitglied der badischen Rechtsanwaltskammer in Karlsruhe. Wir können daher sicher sein, dass sich die beiden Rechtsanwälte näher kannten. Deshalb ist es nicht fern liegend, dass Elisabeth Marum auch über den erfolgreichen Weg der jungen Freiburger Juristin Bescheid wusste.

ELISABETH MARUMS BEWEGGRÜNDE

Wir wissen, dass Elisabeth, wie es so schön formuliert wurde, ihrem Vater nicht nur äußerlich ähnelte, sondern ihm auch geistig besonders nahe stand.¹³ Sich unter diesen Umständen auch die väterliche Berufswelt zu erschließen, war daher nicht überra-

¹² Hierzu K. S. Bader; Zeitschrift für Rechtsgeschichte Bd. 73, Germanistische Abteilung, 1956, S. 556 ff; M. Röwekamp, Juristinnen, 2005, S. 408-410.

¹³ E. Marum-Lunau, Auf der Flucht in Frankreich, Der Briefwechsel einer deutschen Familie im Exil 1939-1942, 2000, S. 9.

schend. Sie wird sich auch in der Frage der Studienwahl mit ihrem Vater ausgetauscht haben. Ich bin mir sicher, dass Ludwig Marum seine Tochter bestärkt hat, das Studium der Rechtswissenschaften aufzunehmen. Ludwig Marums Position zu der damals heftig umstrittenen Frage, ob Frauen in juristischen Berufen arbeiten sollten, war eindeutig. Er hat sich hierzu bereits 1922 ohne Einschränkung positiv geäußert.¹⁴ Ich werde hierauf noch einmal zurückkommen. Ihre durch das Elternhaus geprägte sozialdemokratische Ausrichtung sowie das deutsch-jüdische Milieu,¹⁵ in dem sie aufwuchs, trugen sicherlich auch dazu bei, dass sich Elisabeth für das Studium der Rechtswissenschaften entschied. So dürfen wir auch für Elisabeth Marum annehmen, dass für sie wohl ein ganzes Bündel an Motiven bestimmend war, sich in der juristischen Fakultät einzuschreiben.

Die Zwanziger Jahre hatten, was die Qualifikation von jungen Frauen als Juristinnen angeht, den Durchbruch gebracht. Als sich Elisabeth im Jahre 1929 zum Jurastudium entschloss, bestand mithin für sie Aussicht auf eine zukunftssträchtige Entwicklung. Um diese Wegmarke richtig würdigen zu können, bedarf es eines Rückblicks auf die Anfänge der Juristinnenausbildung in Deutschland.

III. ANFÄNGE DER JURISTINNENAUSBILDUNG IN DEUTSCHLAND

Der Zugang zur Juristenausbildung eröffnete sich für Frauen in Deutschland in unterschiedlichen Schritten. Dies ist eng verknüpft mit den Aktivitäten und Zielen der allgemeinen Frauenbewegung.

ZUGANG ZUM HOCHSCHULSTUDIUM

Zu den allerersten Juristinnen in Deutschland, also den Pionierinnen, gehören Anita Augsburg (1857-1943) und Marie Raschke (1850-1935). Beide waren ausgebildete Lehrerinnen und in der Frauenbewegung aktiv. So hielt Anita Augsburg in Karlsruhe die Eröffnungsrede, als am 16. September 1893 das erste deutsche Mädchengymnasium, das spätere Lessinggymnasiums, Elisabeths Schule, seine Arbeit aufnahm. Beiden Frau-

¹⁴ D. Fischer, Ludwig Marum (1882-1934) als Rechts- und Verfassungspolitiker, *Recht und Politik*, 2008, S. 234, 238.

¹⁵ So S. Quack, *Zuflucht Amerika, Zur Sozialgeschichte der Emigration deutsch-jüdischer Frauen in den USA 1933-1945*, 1995, S. 113.

en gemeinsam ist auch ihr für damalige Verhältnisse ungewöhnlicher Zugang zum rechtswissenschaftlichen Studium. 1893 entschloss sich Augsburg dazu, 1896 folgte Raschke nach. Beide standen damals bereits im Erwerbsleben. Frauen konnten zur damaligen Zeit weder in Deutschland noch in Österreich-Ungarn ein reguläres rechtswissenschaftliches Studium aufnehmen.¹⁶ Im deutschen Kulturraum war es ihnen nur in der Schweiz möglich, einen juristischen Universitätsabschluss zu erwerben. 1897 wurde Augsburg in Zürich promoviert,¹⁷ während Raschke 1899 in Bern das Doktorexamen mit einer Arbeit über *Der Betrug im Civilrecht* mit gutem Erfolg ablegte.¹⁸ Raschke war Vorsitzende der Berliner Zentralstelle für Rechtsschutz und der neu gegründeten Rechtskommission des Bundes Deutscher Frauenvereine. Als erste Juristin nahm sie im Jahre 1902 am Deutschen Juristentag teil, dessen Mitglied sie zugleich wurde.¹⁹



Die deutschen Universitäten öffneten sich erst zur Jahrhundertwende für ein reguläres Frauenstudium: Baden bereits 1900, Bayern 1903 und Preußen zum Wintersemester 1908/09. Frauen konnten damals aber nur ein juristisches Studium an der Universität absolvieren, das in der Regel mit einer Dissertation abgeschlossen wurde. Die herkömmliche Juristenausbildung – das Ablegen der ersten und zweiten Staatsprüfung – wurde ihnen noch verwehrt. Der Ausschluss von der Laufbahn des Volljuristen führte dazu, dass nur wenige Frauen das Jurastudium aufnahmen. So studierten 1908 im Reich nur acht Frauen diese Disziplin.²⁰ Der Zugang zum Universitätsstudium war mithin der erste Schritt, der voraussetzte, dass Mädchen auch die Hochschulreife erwerben

¹⁶ Gelegentlich wurden Gasthörerinnen (sog. Hospitantinnen) zugelassen.

¹⁷ M. Röwekamp, *Juristinnen*, 2005, S. 20, 21.

¹⁸ M. Röwekamp, *Juristinnen*, 2005, S. 320.

¹⁹ M. Röwekamp, *Juristinnen in der Geschichte des Deutschen Juristentags vor 1933*, *djbZ Zeitschrift des deutschen Juristinnenbundes* 2010, S. 181.

²⁰ *Zeitschrift des deutschen Juristinnenbundes* 2010, 129.

konnten. Dieser Zustand galt bis zum Ende des Kaiserreichs. Die spätere Bundesverfassungsrichterin Erna Scheffler²¹ (1893-1983) beispielsweise, die zur Erstbesetzung des Gerichts gehörte und sich um die Durchsetzung des verfassungsrechtlichen Gebots der Gleichberechtigung in den Fünfziger Jahren außerordentliche Verdienste erwarb, konnte 1914 ihr Studium nur mit einer Dissertation abschließen. Danach arbeitete sie als juristische Hilfsarbeiterin, so die damalige Bezeichnung, in der deutschen Militärverwaltung im besetzten Belgien.

ZUGANG ZUM ERSTEN STAATSEXAMEN

Das Ziel der Frauenverbände war daher darauf gerichtet, den Zugang zu den Staatsexamina zu öffnen. 1912 ließ Bayern im Rahmen einer Ausnahmegenehmigung eine Frau zum Referendarexamen zu.²² 1916 wurde Maria Otto (1892-1977) – sie sollte im Dezember 1922 als erste deutsche Rechtsanwältin in München ihre Zulassung erhalten – informatorisch zum Vorbereitungsdienst in Bayern zugelassen.²³ Informatorisch bedeutete, sie konnte die Referendarausbildung absolvieren, wurde aber nicht zum Zweiten Staatsexamen zugelassen. Erst die Weimarer Republik konnte diesen Reformstau aufbrechen.

GESETZLICHE GLEICHSTELLUNG

Mit der neuen Reichsverfassung (RV) vom 11. August 1919 erhielt der Grundsatz der Gleichberechtigung erstmals in der deutschen Rechtsgeschichte Verfassungsrang. Art. 109 Abs. 2 RV lautete: *Männer und Frauen haben grundsätzlich dieselben staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten*. In Ergänzung dieses Grundsatzes sah Art. 128 Abs. 2 RV vor, dass alle Ausnahmebestimmungen gegen weibliche Beamte zu beseitigen sind. Es bedurfte daher zur Durchsetzung des Grundsatzes der Gleichberechtigung im Rechts-

²¹ Hierzu C. Waldhoff, Erna Scheffler – erste Richterin des Bundesverfassungsgerichts, Jahrbuch des öffentlichen Rechts der Gegenwart, Bd. 56, 2008, S. 261-268.

²² Zeitschrift des deutschen Juristinnenbundes 2010, 129.

²³ M. Röwekamp, Juristinnen, 2005, S. 282, 283.

alltag weiterer, wichtiger Gesetzesmaßnahmen.²⁴ Bereits am 28. Juli 1920 stellte der spätere Reichsjustizminister Gustav Radbruch (1878-1949) als sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter zusammen mit seiner Fraktionskollegin Marie Juchacz (1879-1956), Vorsitzende der Arbeiterwohlfahrt in Berlin, die Anfrage, „*wann gedenkt die Reichsregierung eine Vorlage einzubringen, welche das Gerichtsverfassungsgesetz und die Rechtsanwaltsordnung dem Art. 109 Abs. 2 der Reichsverfassung anpasst?*“²⁵ Im Januar 1921 forderte er erneut im Reichstag einen Gesetzentwurf betreffend die Zulassung der Frauen zu allen Ämtern der Justiz.²⁶ Während seiner Amtszeit als Reichsjustizminister wurde am 11. Juli 1922 schließlich das Gesetz über die Zulassung der Frauen zu den Ämtern der Rechtspflege erlassen.²⁷ Danach konnten Frauen nicht nur den Beruf einer Rechtsanwältin ausüben, sondern es wurde auch der Zugang zu den staatlichen Ämtern des Richters und Staatsanwalts eröffnet. Einbezogen wurden auch die ehrenamtlichen Richter, so daß nunmehr Frauen beispielsweise auch als Schöffen und Geschworene in der Strafrechtspflege tätig sein konnten. Mit diesem Gesetz war die gesetzliche Grundlage zur Durchführung der Gleichstellung geschaffen; deren Umsetzung bedurfte allerdings noch weiterer großer Anstrengungen.

Diese Entwicklung hat Ludwig Marum aufrichtig begrüßt²⁸. Wir können uns hierfür nicht nur auf seine bekannte Rede im badischen Landtag vor Einführung des Gleichstellungsgesetzes berufen, in der er ausführte: „*Wir sind der Auffassung, Frauen sollen zugelassen werden und wir hoffen, dass im Reichstag der Gedanke sich durchsetzt. Soviel zu diesem Punkt*“. Er hat sich hierzu auch mit Rat und Tat verhalten: Anfang der Zwanziger Jahre wirkte in der Kanzlei Marum für kurze Zeit Hilde Sturm (1897-1985), die als erste Badenerin die beiden juristischen Staatsexamina ablegen konnte, und der trotz hoher Qualifikation vom damaligen Oberlandesgerichtspräsidenten Ernst Bernauer (1867-1929) die beantragte Aufnahme in den badischen Justizdienst verweigert wur-

²⁴ B. Dölemeyer, Die Zulassung von Frauen zur Rechtsanwaltschaft und ihr Ausschluß in der NS-Zeit, in: Festschrift für Knut Wolfgang Nörr, 2003, S. 151, 155.

²⁵ Verhandlungen des Reichstages Bd. 363 Nr. 249, S. 206; Gustav Radbruch Gesamtausgabe, Bd. 19, S. 172.

²⁶ Gustav Radbruch, Gesamtausgabe, Bd. 19, S. 173.

²⁷ Reichsgesetzblatt 1922 I S. 573.

²⁸ D. Fischer, Ludwig Marum (1882-1934) als Rechts- und Verfassungspolitiker, Recht und Politik, 2008, S. 234, 238ff.

de²⁹. Marum verhalf ihr schließlich zu einer Anstellung in der badischen Innenverwaltung, der bekanntlich zur damaligen Zeit Adam Remmele (1877-1951) vorstand. So wurde aus dem elsässischen Flüchtlingsmädchen Sturm, das 1918 über den Rhein ins Badnerland kam, eine der ersten badischen Verwaltungsbeamtinnen. Selbst als Regierungsrätin im überaus konservativ geprägten Hotzenwald stand sie ihren Mann.³⁰

An dieser Stelle sei die fiktive Frage gestattet, was wäre mit der badischen Justiz geschehen, wenn Marum sein Justizministeramt hätte beibehalten können und nicht an seiner Stelle der Zentrumspolitiker Gustav Trunk (1871-1936) getreten wäre, in dessen Amtszeit bis 1929 keine Frau mit einem Richteramt betraut wurde. Die Antwort fällt mehr als leicht.

IV. ELISABETH MARUMS STUDIENZEIT

Ihre Studienzeit führte sie 1929 zunächst für ein Semester nach Heidelberg, ebenso wie ihren Vater knapp 30 Jahre zuvor. Die Heidelberger Fakultät war auch Ende der Zwanziger Jahre gut besetzt. Herausragende Heidelberger Hochschullehrer waren damals Gustav Radbruch und Gerhard Anschütz, die auch aufgrund ihrer politischen Grundauffassung für Elisabeth Marum von Interesse gewesen sein mussten. Zu Radbruch, der seit Herbst 1926 wieder in Heidelberg lehrte und als Sozialdemokrat an einer deutschen Universität Seltenheitswert besaß, wissen wir positiv, dass Elisabeth seine Vorlesungen besuchte.³¹ Wenige Monate zuvor hatte die Fakultät auf Anregung ihres Dekans Radbruch am 4. Februar 1929 beschlossen,³² dem von mir bereits erwähnten Karlsruher Rechtsanwalt Ernst Fuchs für seine außergewöhnlichen Verdienste um die



Elisabeth Marum

²⁹ K. Zippelius, Baden-Württembergische Biographien, Bd. II, 1999, S. 454.

³⁰ F. Sturm, 200 Jahre Badisches Landrecht, 2011, S. 7.

³¹ S. Quack, Zuflucht Amerika, Zur Sozialgeschichte der Emigration deutsch-jüdischer Frauen in den USA 1933-1945, 1995, S. 110.

³² K.-P. Schroeder, Eine Universität für Juristen und von Juristen, Die Heidelberger Juristische Fakultät im 19. und 20. Jahrhundert, 2010, S. 443.

Freirechtsbewegung, der juristischen Oppositionsbewegung vor dem Ersten Weltkrieg, die Ehrendoktorwürde zu verleihen. Ein Jahr zuvor wurde auf Betreiben Radbruchs Außenminister Gustav Stresemann für seine erfolgreiche Außenpolitik geehrt. Auch dies war sicherlich nicht kennzeichnend für die damalige Haltung an den deutschen Hochschulen.

Radbruch vertrat als Strafrechtler im Anschluss an Franz von Liszt (1851-1919) und Karl von Lilienthal (1853-1927) einen kriminalsoziologischen und psychologischen Lehrensatz, den einst auch Ludwig Marum in seinem Heidelberger Studienjahren kennen und schätzen lernte.³³ Radbruch engagierte sich ferner als Herausgeber der republikanischen Zeitschrift *Die Justiz*. Alles Positionen, die für Elisabeth von größtem Interesse gewesen sein mussten. Von ihr wissen wir, dass sie sich in Heidelberg der dortigen kleinen sozialistischen Hochschulgruppe anschloss.³⁴ Hierzu gehörte auch die drei Jahre ältere Jurastudentin Susanne Schwarz, die ein Jahr später als erste Assistentin an die Fakultät berufen wurde, natürlich am Lehrstuhl Radbruch.³⁵ Auch Radbruch besuchte gelegentlich die Veranstaltungen der Heidelberger Studentengruppe.³⁶

Gerhard Anschütz gehörte wie Radbruch zu den wenigen verfassungstreuen Hochschul Lehrern, die sich aktiv im *Weimarer Kreis* für die Reichsverfassung einsetzten und die weitgehend nationalistisch radikalisierte Studentenschaft zu beeinflussen versuchten.³⁷ Anschütz, der seit 1900 in Heidelberg lehrte, war der führende Kommentator der Weimarer Reichsverfassung. Sein Erläuterungswerk erlebte 14 Auflagen – in 12 Jahren Weimarer Republik. Von ihm hieß es 1928 in einer studentischen Zeitschrift, satirisch zugespitzt:

³³ Hierzu D. Fischer, Ludwig Marum (1882-1934) als Rechts- und Verfassungspolitiker, *Recht und Politik* (2008) 4, S. 234-242.

³⁴ S. Quack, Zuflucht Amerika, Zur Sozialgeschichte der Emigration deutsch-jüdischer Frauen in den USA 1933-1945, 1995, S. 110.

³⁵ K.-P. Schroder, Eine Universität für Juristen und von Juristen, Die Heidelberger Juristische Fakultät im 19. und 20. Jahrhundert, 2010, S. 443; zu Susanne Schwarzenberger, geb. Schwarz (1907-1994), die 1934 mit ihrem jüdischen Ehemann Georg nach England emigrierte, ausführlich M. Röwekamp, Juristinnen, S. 387-390.

³⁶ M. Röwekamp, Juristinnen, 2005, S. 388.

³⁷ K.-P. Schroeder, „Eine Universität für Juristen und von Juristen, Die Heidelberger Juristische Fakultät im 19. und 20. Jahrhundert, 2010, S. 441.

„Gehe ins Kolleg zuerst zu Anschütz, dem Gralshüter der deutschen Verfassung. Er liest tatsächlich republikanisches Staatsrecht. Es ist ihm selbst peinlich, wenn er unserer Regierung mit messerscharfer Ironie dauernd Verfassungsbruch vorwerfen muss.“

Ob Elisabeth diesen Hinweis befolgte, wissen wir nicht, aber wir dürfen es vermuten. Unmittelbar nach der NS-Machtergreifung wurde Radbruch aus seinem Hochschullehreramte verdrängt; Anschütz ging freiwillig. In einer für die damalige Zeit bemerkenswerten Entschiedenheit bemerkte er gegenüber der badischen Hochschulverwaltung am 30. März 1933, er sehe sich als Staatsrechtler außerstande, das *im Werden begriffene neue deutsche Staatsrecht* gegenüber den Studierenden zu vertreten. Im Sinne und Geiste der neuen Ordnung könne er an der Universität keine Erziehungsarbeit mehr leisten. Der ehemalige Bundesverfassungsrichter Ernst-Wolfgang Böckenförde hat in seiner soeben erschienenen Abhandlung *Vom Ethos der Juristen* zu Recht Anschützs Haltung als positives Beispiel aus dem Bereich der kontinentaleuropäischen gesetzesloyalen Juristen gewürdigt.³⁸ Akademische Vorbilder, die Elisabeth sicherlich beeindruckt haben.

Bereits im zweiten Semester zog Elisabeth aber weiter nach Berlin. Diese Entscheidung, sich aus dem beschaulichen Heidelberg in die Weltstadt Berlin zu begeben, zeigt uns Elisabeth als weltoffene, dem Leben zugetane junge Studentin, deren Wissbegierde im positiven Sinne grenzenlos gewesen sein muss. Auch in Berlin war sie nicht allein. Mit ihrem Vater, der als Reichstagsabgeordneter, insbesondere in seiner Eigenschaft als Mitglied der Justizkommission und des Strafrechtsausschusses dort tätig war,³⁹ wird sie weiterhin enge Verbindung gehalten haben und die Gelegenheit genutzt haben, sich über ihre Studieneindrücke auszutauschen. Von Ludwig Marum selbst wissen wir, wie stolz er auf seine älteste Tochter war. In seinem Geburtstagsbrief an seine Ehefrau aus dem Karlsruher Amtsgefängnis hob er hervor, sie habe von ihm *die Freude an der Jurisprudenz geerbt*.⁴⁰ In Berlin lernte Elisabeth auch den gleichaltrigen Jurastudenten

³⁸ E.-W. Böckenförde, *Vom Ethos der Juristen*, 2010, S. 38.

³⁹ D. Fischer, *Ludwig Marum (1882-1934) als Rechts- und Verfassungspolitiker*, *Recht und Politik*, 2008, S. 234, 238.

⁴⁰ Ludwig Marum Brief an seine Ehefrau Johanna vom 2.5.1933, in: *Briefe aus dem Konzentrationslager Kislau*, 2. Aufl., 1988, S. 68.

Heinz Lunau aus Magdeburg kennen, ihren späteren Ehemann.⁴¹ Zwei Semester blieben sie dort. Die Berliner juristische Fakultät an der damaligen Friedrich-Wilhelm-Universität, der heutigen Humboldt-Universität, galt als eine der führenden Fakultäten im Reich. Sie zählte damals 13 Lehrstuhlinhaber. Hierzu gehörten die großen Rechtslehrer Ernst Rabel und Martin Wolff, die nach 1933 aus rassistischen Gründen aus ihren Ämtern verdrängt wurden und in Oxford sowie Michigan/USA ihre neue akademische Heimat fanden.⁴² Anschließend ging Elisabeth zusammen mit Heinz Lunau an die Münchener Fakultät, um von dort wieder nach Heidelberg zurückzukehren, wo sie das Sommersemester 1931 verbrachte.⁴³ Eigentlich hätte sie das erste Staatsexamen in Baden ablegen müssen. Mit einer Ausnahmegenehmigung gelang es ihr aber, eine Zulassung zum preußischen Referendarexamen zu erhalten. So traf sie im Wintersemester 1931/32 zusammen mit Heinz Lunau wieder in Berlin ein, um sich auf das Referendarexamen vorzubereiten.

Auch in dieser Zeit wird sie noch Vorlesungen und Übungen aufgesucht haben. Nicht ganz unwahrscheinlich ist es, dass sie hierbei auf Else Koffka gestoßen ist. Die 1901 geborene Tochter eines preußischen Richters wurde 1925 mit einer urheberrechtlichen Arbeit an der Berliner Fakultät promoviert und arbeitete anschließend als Fakultätsassistentin bei dem angesehenen Strafrechtslehrer Eduard Kohlrausch.⁴⁴ Sie war die erste deutsche Dozentin für Strafrecht, die einen juristischen Lehrauftrag ohne vorherige Habilitation erhalten hatte. 1931 wurde sie, zwischenzeitlich schon hauptamtlich als Richterin tätig, mit der Abhaltung von Strafrechtsübungen betraut. Sie war die Dozentin, die den größten Zulauf der Studierenden verzeichnen konnte. Ihre fünf männlichen Kollegen mussten sich mit wesentlich weniger Teilnehmern begnügen.⁴⁵ Ihren Wunsch sich zu habilitieren, konnte sie nach der NS-Machtergreifung nicht mehr verwirklichen. Else Koffka wurde 1952 nach Elisabeth Krumme und Gerda Krüger-Nieland als dritte

⁴¹ Quack, *Zuflucht Amerika, Zur Sozialgeschichte der Emigration deutsch-jüdischer Frauen in den USA 1933-1945*, 1995, S. 110.

⁴² A.-M. Gräfin von Lösch, *Der nackte Geist, Die Juristische Fakultät der Berliner Universität im Umbruch von 1933*, 1999, S. 47 ff.

⁴³ S. Quack, *Zuflucht Amerika, Zur Sozialgeschichte der Emigration deutsch-jüdischer Frauen in den USA 1933-1945*, 1995, S. 110.

⁴⁴ M. Röwekamp, *Juristinnen*, 2005, S. 187.

⁴⁵ M. Röwekamp, *Juristinnen*, 2005, S. 188.

Richterin an den Bundesgerichtshof berufen.⁴⁶ Im Winter 1932/33 ging Elisabeth Marum in das preußische Referendarexamen, das sie mit der mündlichen Prüfung am 6. März 1933 erfolgreich abschloss.

V. ELISABETH MARUM ZWISCHEN NS-DIKTATUR UND EXIL

Elisabeth Marums Absicht, die Ausbildung mit dem Vorbereitungsdienst fortzusetzen, wurde durch die braunen Machthaber verhindert. Referendaren jüdischer Herkunft wurde die Aufnahme in den Vorbereitungsdienst verweigert. Auch der Zugang zur ersten Staatsprüfung wurde Studierenden jüdischer Abstammung alsbald versagt. Die anfänglich noch bestehende Möglichkeit für Studenten jüdischer Herkunft anstelle des ersten Staatsexamens als Abschluss die Doktorprüfung abzulegen, wurde schließlich auch unterbunden.

Die rassistischen Berufungsausübungsgesetze vom 7. April 1933 sahen die Verdrängung von Richtern, Staatsanwälten oder Rechtsanwälten jüdischer Herkunft vor.⁴⁷ Die auf Reichspräsident Paul von Hindenburg zurückzuführenden Ausnahmeregelungen für Altbeamte und Frontsoldaten fanden auf Frauen keine Anwendung, so dass die wenigen Richterinnen und Rechtsanwältinnen bereits im Frühjahr 1933 aus dem Amt entlassen wurden oder ihre Zulassung verloren. Von den neun in Preußen eingesetzten Richterinnen waren vier jüdischer Herkunft; drei von ihnen wurden sofort entlassen.⁴⁸ In Berlin verloren aus dem letzten genannten Personenkreis 19 Anwältinnen ihre Zulassung.

Auch für die nichtjüdischen Juristinnen sollte das NS-Regime wesentliche Behinderungen in der Berufstätigkeit bedeuten. Bis zum Jahre 1935 wurden noch Frauen als Anwälte zugelassen; insbesondere auch um die Plätze der entlassenen jüdischen Anwälte zu besetzen.⁴⁹ 1936 fiel dann das berühmte Machtwort Hitlers, Frauen dürften nicht

⁴⁶ 25 Jahre Bundesgerichtshof am 1. Oktober 1975, 1975, S. 363.

⁴⁷ Hierzu eingehend L. Gruchmann, *Justiz im Dritten Reich, 1933-1940*, 3. Aufl., S. 124 ff.

⁴⁸ S. Ladwig-Winters, *Zeitschrift des deutschen Juristinnenbundes* 2010, 120, 121.

⁴⁹ Hierzu M. Röwekamp, *Diskriminierung oder Beteiligung?*, *Zeitschrift des deutschen Juristinnenbundes* 2008, S. 125, 126.

als Richter oder Anwälte tätig sein.⁵⁰ Richterinnen wurden nicht mehr eingestellt. Zulassungen für Rechtsanwältinnen nicht mehr ausgesprochen. Das Regime war bemüht, die bereits tätigen Richterinnen und Rechtsanwältinnen aus ihren Positionen zu entfernen. Richterinnen wurden dann überwiegend nur noch in der Freiwilligen Gerichtsbarkeit eingesetzt, also beim Vormundschafts-, Nachlass- oder Registergericht. Verheiratete Frauen wurden aufgrund weiterer Entlassungstatbestände aus dem Dienst entfernt.⁵¹ Auch in diesem Bereich wurde deutlich, dass die Nazis mit ihrer reaktionären Haltung die bisherigen, was ihre praktische Umsetzung anging, kleinen Reformfortschritte der Weimarer Republik ohne jede Einschränkung rückgängig machten.

Ich möchte noch einmal auf Heinz Lunau zurückkommen. Er konnte den Vorbereitungsdienst antreten; Elisabeth nahm eine Ausbildung auf als Krankengymnastin an der Berliner Charité.⁵² Ihr gemeinsamer Wunsch, eine Anwaltskanzlei in Berlin zu begründen,⁵³ ließ sich auch nicht in der Form verwirklichen, dass Lunau allein nach Abschluss der Ausbildung sich als Anwalt betätigte. 1934 erschien nämlich in der Juristischen Rundschau ein achtseitiger Beitrag *Zur Lage der Rechtswissenschaft. Von Heinz Lunau, Gerichtsreferendar in Magdeburg*, der den jungen Juristen Lunau als außergewöhnliche Persönlichkeit kennzeichnete. Ist es schon ungewöhnlich, dass ein Referendar publizierte, jedenfalls damals, als noch nicht die heutige Papierflut auf dem juristischen Zeitschriftenmarkt mit zahllosen Gazetten herrschte, so war es umso mehr der Inhalt. Es ging um methodische und rechtsphilosophische Fragen, insbesondere um den von Heinz Lunau mit großem Engagement begrüßten Ansatz des schwedischen Rechtslehrers Anders Vilhelm Lundstedt (1882-1955) für eine neue Rechtswissenschaft. Die Eingangssätze dieser Abhandlung, die eine deutliche Kritik an der NS-Einstufung des Leipziger Reichsgerichtsurteils zum Reichstagsbrandprozess als glattes Fehlurteil aufwies,⁵⁴

⁵⁰ B. Dölemeyer, Die Zulassung von Frauen zur Rechtsanwaltschaft und ihr Ausschluß in der NS-Zeit, in: Festschrift für Knut Wolfgang Nörr, 2003, S. 151, 161.

⁵¹ S. Ladwig-Winters, Zeitschrift des deutschen Juristinnenbundes 2010, 120, 123.

⁵² E. Marum-Lunau, Auf der Flucht in Frankreich, Der Briefwechsel einer deutschen Familie im Exil 1939-1942, 2000, S. 9.

⁵³ S. Quack, Zuflucht Amerika, Zur Sozialgeschichte der Emigration deutsch-jüdischer Frauen in den USA 1933-1945, 1995, S. 110.

⁵⁴ Von der NS-Führung wurde konkret der Freispruch zu Gunsten der angeklagten kommunistischen Funktionäre, unter ihnen der spätere bulgarische Ministerpräsident Dimitroff, als glatte Fehlleistung heftig angegriffen; Lunau nahm nur auf entsprechende Pressekommentare Bezug.

musste in der damaligen Zeit wie ein Fanal wirken. Heinz Lunau bekam erhebliche Schwierigkeiten und ging mit Elisabeth ins französische Exil. Dort befasste er sich weiter mit den Lehren von Professor Lundstedt, der ihm zum Freund wurde und mit dem er in regem Briefwechsel stand. Auch Elisabeth hat ihm hierbei assistiert, wie wir aus dem Exilbriefwechsel wissen.⁵⁵

Elisabeth hat sowohl in Frankreich wie auch später in den USA nicht den Versuch unternommen, juristisch zu arbeiten. Dies hätte schwierige Studienabschlüsse vorausgesetzt; insbesondere hinsichtlich des mit dem deutschen Recht ganz anders gelagerten amerikanischen Common Law. Später als leitende Hotelangestellte in den USA konnte sie ihre juristische Arbeitstechnik und Kenntnisse umsetzen, insbesondere im Bereich der Gewerkschaftsarbeit.⁵⁶

VI. AUSBLICK

Die von mir eingangs erwähnten Rechtsanwälte Oppenheimer und Hertz aus der Wendtstraße konnten 1938 Deutschland noch rechtzeitig verlassen. Sie emigrierten in die Vereinigten Staaten und konnten dort aber, wie viele andere und eben auch Elisabeth, keine Tätigkeit als Jurist aufnehmen, sondern mussten sich als Versicherungsvertreter durchschlagen. Für Albrecht Fuchs, der nach Australien ging, gilt nichts anderes. Und Erica Sinauer, die hoffnungsvolle Rechtshistorikerin, die sich große Verdienste um die mittelalterliche Sachsenspiegelforschung erwarb, sie wurde 1940 ins Lager Gurs verschleppt und schließlich nach Auschwitz deportiert und dort ermordet – wie Elisabeths jüngere Schwester Brigitte, die 1943 in Sobibor umgebracht wurde.

⁵⁵ E. Marum-Lunau, Auf der Flucht in Frankreich, Der Briefwechsel einer deutschen Familie im Exil 1939-1942, 2000, S. 56.

⁵⁶ Hierzu S. Quack, Zuflucht Amerika, Zur Sozialgeschichte der Emigration deutsch-jüdischer Frauen in den USA 1933-1945, 1995, S. 112. Elisabeth Marum-Lunau arbeitete insbesondere für den nationalen Verband der Reinigungskräfte und erstellte hierfür Satzungen sowie juristische Schriftsätze.

ANDRÉE FISCHER-MARUM

FRANZÖSISCHE ZUSTÄNDE 1933-1942.

DIE MARUMS IM FRANZÖSISCHEN EXIL – EINE FAMILIENGESCHICHTE

Dieser Beitrag entstand anlässlich des 100. Geburtstages von Elisabeth Marum-Lunau, meiner Tante, der Schwester meines Vaters Hans Marum. Meine Ausführungen wenden sich bewusst der *Familie Marum* zu, mit den Großeltern (väterlicherseits) Ludwig und Johanna an der Spitze und ihren Kindern Elisabeth, Hans und Brigitte mit ihren Lebenspartnern Heinz Lunau, Sophie Gradenwitz und Peter Hollaender bis zu deren Kindern Dominique Avery, Eli Barzilai und mit meinem Bruder Ludwig Marum und mir.

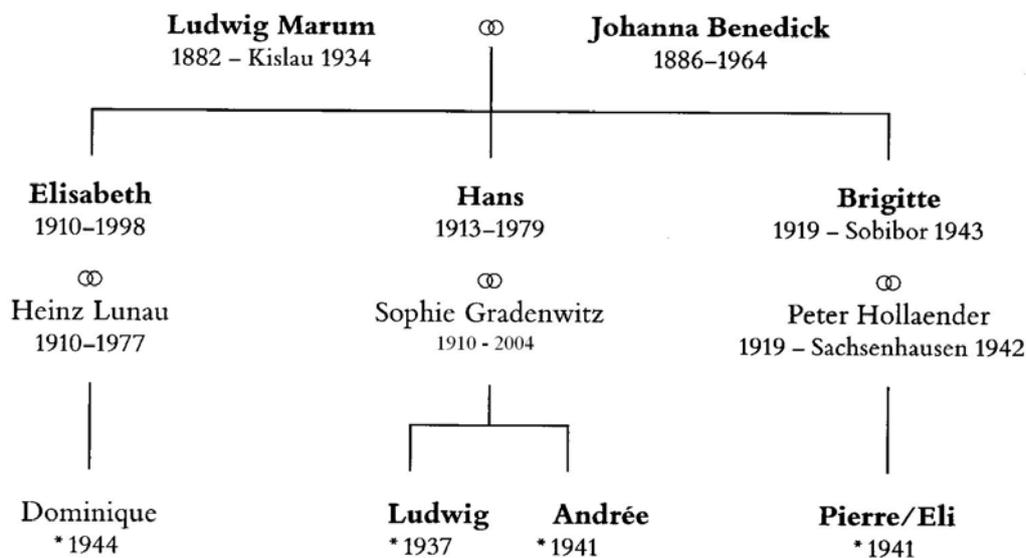


Abbildung : Aus dem Stammbaum der Familie Marum⁵⁷

Grundlage für meine Überlegungen bilden die von meiner Tante gesammelten und zusammengetragenen Briefe, die die verschiedenen Familienmitglieder während der

⁵⁷ Siehe Elisabeth Marum-Lunau, *Auf der Flucht in Frankreich. Boches ici, Juifs là-bas*. Der Briefwechsel einer deutschen Familie im französischen Exil 1939 – 1942. Ausgewählt und kommentiert von Jaques Grandjonc, für die deutsche Ausgabe übersetzt und erweitert von Doris Obschernitzki, 2000, S. 28.

Zeit des Exils in Frankreich wechselten. Sie sind veröffentlicht in dem weitgehend von ihr zusammengestellten Band *Auf der Flucht in Frankreich. Boches ici, Juifs là-bas. Der Briefwechsel einer deutschen Familie im französischen Exil 1939 – 1942*. Ich konnte auch den Nachlass von Elisabeth Marum-Lunau einsehen, den sie dem Leo-Baeck-Institut, Center for Jewish Studies in New York vermacht hat. Darin fand ich weitere Details zur Familiengeschichte. Diese beiden Materialsammlungen sind für mich eine unerschöpfliche Fundgrube, die mir immer wieder hilft, Fragen und Probleme zu beantworten, über die meine Cousine Dominique und ich oft gemeinsam nachdenken bei den regelmäßigen Besuchen oder bei gemeinsamen längeren Zugfahrten. Sie tragen dazu bei, die Geschichte unserer Familien besser zu verstehen. In welcher Weise haben die Jahre im Exil das Leben unserer Eltern geprägt und wie ist unser Leben, das der nächsten Generation also, davon beeinflusst?

Ich habe einen historischen Abschnitt im Leben der Familie Marum gewählt, der die Zeit von 1933 bis 1942 umfasst: Verfolgung und Flucht aus Nazideutschland und die Jahre im französischen Exil.

Familiengeschichte (wie hier exemplarisch vorgestellt) findet erst in letzter Zeit zunehmend ihren Platz in Darstellungen über das Exil nach 1933 und im Nachdenken über Prägungen von Eltern, Kindern, Kindeskindern. Mich hat der Satz von Jaques Grandjonc, dem Mitherausgeber von *Auf der Flucht in Frankreich*, die Familie Marum bilde einen „Mikrokosmos des 20. Jahrhunderts“⁵⁸ bewogen, die Lebensumstände der Marums während ihrer Exiljahre in Frankreich als Teil dieses Mikrokosmos vorzustellen und gleichzeitig zu prüfen, ob die These Grandjoncs zutreffend ist.

VORGESCHICHTE DES EXILS

Politische und rassische Verfolgung in Deutschland nach 1933 waren die hauptsächlichen Anlässe, dem Naziregime zu entfliehen. Die Gründe der Marums waren vorrangig politisch. Zudem gehörten sie der jüdischen Bevölkerung Deutschlands an. Dass der feindselige Antisemitismus der Nationalsozialisten ein wesentlicher Bestandteil ihrer Politik war, wurde nicht erst mit dem Regierungsantritt Hitlers offensichtlich.

⁵⁸ Jaques Grandjonc, Rede zur Buchvorstellung von „Boches ici, Juifs là-bas“, Karlsruhe 7.11.1997 (nicht veröffentlicht)

Ludwig Marum, Ehemann und fürsorglich liebender Vater, Rechtsanwalt und badischer Politiker, Reichstagsabgeordneter von 1928 bis 1933, wurde am 10. März 1933 von der SA „verhaftet“ und in der Nacht vom 28. zum 29. März 1934 ermordet. Die Familie war in Deutschland so gefährdet, dass sie für sich keinen anderen Weg sah, als ins Exil zu gehen, was Ludwig Marum für sich anfänglich noch abgelehnt hatte. Elisabeth, die älteste Tochter, löste die bis zur Verhaftung Ludwig Marums angesehene Anwaltskanzlei und den Familienhaushalt auf. Die Marums verließen ihre Heimat. Für sie alle kam – abgesprochen oder unausgesprochen – nur das Nachbarland Frankreich als Ziel in Frage. Zwischen 1933 und 1936 brachen sie zu verschiedenen Zeiten und auf unterschiedlichen Wegen auf in das Land, das bereits im 19. Jahrhundert relativ großzügig Exil gewährt hatte. So gehörte die Familie Marum zu den

„...100 000 [Emigranten, AFM], die zwischen 1933 und 1939 nach Frankreich kamen, von denen blieben [...] 18 000 – 23 000 [...] effektiv pro Jahr im Land, was knapp 1% der in Frankreich registrierten Ausländer darstellte.“⁵⁹

Etwa 80 Prozent der nach Paris emigrierten Personen waren *jüdische* Emigranten. Andere Autoren meinen, dass es schätzungsweise ca. 55.000 Personen waren, die zwischen 1933 und 1940 aus Deutschland, der Saar, Österreich, der Tschechoslowakei, auch nach einem vorübergehenden Aufenthalt in einem benachbarten Land, legal oder illegal in Frankreich Zuflucht fanden.“⁶⁰

Auf welche Situation trafen die Exilanten, also auch die Marums, in Frankreich? Was bestimmte fortan ihre Lebensverhältnisse? Um das zu erklären und verständlich zu machen, gebe ich einen kleinen Überblick über französische Geschichte in der Zeit, in der die Familie in diesem Land lebte und von der die einzelnen Familienmitglieder mehr oder weniger betroffen und an der sie auch beteiligt waren.

⁵⁹ Siehe Barbara Vormeier, Frankreich, in: Claus-Dieter Krohn, Patrick von zur Mühlen, Gerhard Paul und Lutz Winkler (Hg.): Handbuch der deutschsprachigen Emigration 1933 – 1945, 1998, Spalte 213.

⁶⁰ Rita Thalmann, Soziale und politische Selbstbehauptung deutschsprachiger Emigrantinnen in Frankreich 1933-1940, in: Siglinde Bolbecher (Hg.): Frauen im Exil, 2007 (Zwischenwelt 9), S. 138.

FRANKREICH ALS EXILLAND ZWISCHEN 1933-1939

Zunächst stelle ich die politische Situation in dieser Zeit in diesem Land vor. Dabei gibt es vier Abschnitte:

1. die Vorkriegszeit in Frankreich, also die kurze Zeit von sechs Jahren zwischen 1933 und 1939;
2. die Zeit von der Kriegserklärung Frankreichs an Deutschland im September 1939 bis zum Überfall und Einmarsch der deutschen Armee in Frankreich am 10. Mai 1940 und bis zum Desaster der französischen Niederlage;
3. das Leben in der „Mausefalle“ Südfrankreich und
4. das Gelingen oder das Misslingen der Flucht der verschiedenen Familienangehörigen aus dieser Situation, vor allem die Flucht als *Familie* aus Frankreich.

Die Marums kamen in einer Situation nach Frankreich, als noch deutlich die Folgen des Ersten Weltkrieges und der Wirtschaftskrise zu spüren waren. Das wirkte sich auf die französische Politik aus und beeinflusste teilweise die Stimmung in der französischen Bevölkerung, die zum Teil mit der deutschen Politik sympathisierte, was sich zum Beispiel bei der Aufnahme der Flüchtlinge äußerte.

Wäre die Errichtung einer faschistischen Diktatur wie in Deutschland auch in anderen Ländern möglich gewesen? Die Gefahr bestand durchaus. In Frankreich gab es – auch als Folge der Weltwirtschaftskrise⁶¹ – rechte Organisationen wie die Feuerkreuzler (franz. *Croix de Feu*), die vor hatten, die Republik zu beseitigen. Es gab Demonstrationen von rechts, Überfälle auf linke Kräfte. Vieles ähnelte der Endzeit der Weimarer Republik und dem Beginn des „Dritten Reiches“. 1934 erfolgte mit einem Putsch der Feuerkreuzler der Versuch von antidemokratischen und antisemitischen Kräften, die Regierung des Radikalsozialisten Daladier zu stürzen und eine „faschistische“ Regierung an die Macht zu bringen, was zu blutigen Unruhen führte. Doch im Unterschied zu Deutschland kam es mit einem Generalstreik im Februar 1934 *noch* zu heftiger Gegenwehr und zur Bildung einer Volksfrontregierung unter Léon Blum. Von solchen Ereignis-

⁶¹ Die Weltwirtschaftskrise traf Frankreich später als Deutschland.

nissen erzählten meine Eltern, als ich noch ein Kind war und auch später, wenn sie sich mit Elisabeth (Marum-Lunau) oder mit ihren Freunden aus dem Exil unterhielten.



Andrée Fischer-Marum

Für Flüchtlinge in Frankreich, und damit auch für die Familie Marum, bestanden drei Stufen der Gesetzgebung: zunächst wurden die allgemein geltenden Ausländerbestimmungen angewandt, die dem Schutz der „nationalen Arbeitskräfte“ galten. Ab 1935 erfolgte eine Verschärfung der allgemeinen Ausländerbestimmungen und mit der Daladier-Regierung (vom April 1938 bis März 1940) erfolgten weitere Kontrollmaßnahmen gegenüber Ausländern. Das war ein ständiger Kampf um die Papiere. Ohne Papiere gab es keine Legalität, keine Arbeit usw. Zunächst musste sich jeder Ausländer innerhalb von acht Tagen nach der Einreise bei der Polizei melden und einen zwei Jahre gültigen Ausweis (*carte d'identité*) beantragen, dann erhielten die Antragsteller

eine befristete Empfangsbestätigung (*récépissé*), eine provisorische

Aufenthaltsgenehmigung. Gearbeitet haben alle Familienmitglieder – sowohl mit der Arbeitserlaubnis als auch „schwarz“. Häufig wurde die *carte d'identité* erst nach Monaten, vielleicht sogar erst nach Jahren vom Präfekten ausgestellt. Wer beim illegalen Arbeiten angetroffen wurde oder sich politisch betätigt hatte, konnte abgeschoben werden. Hinzu kamen Restriktionen in einer ganzen Anzahl von Berufen, um, wie man heute sagen würde, „unerwünschten Ausländern“ (*indésirables*) den Zugang zum Arbeitsmarkt zu verwehren. In Dekreten vom Mai 1938, also unter der Daladier-Regierung, entstand aber auch der Begriff des „politischen Flüchtlings“ mit dem Passus, dass diese

nicht ausgewiesen werden dürfen, wenn sie kein anderes Zufluchtsland gefunden hatten.⁶²

Frankreich bot in der Vorkriegszeit Parteien, Gewerkschaften, Gruppierungen, die in Deutschland verboten waren und deren Mitglieder verfolgt wurden, die Möglichkeit, von hier aus gegen den deutschen Nazistaat zu wirken sowie ihre Hilfsorganisationen im Land wirken zu lassen. Ebenso fanden zahlreiche parteigebundene, überparteiliche, religiöse Flüchtlingshilfsorganisationen ihren Platz, ohne die für viele Geflohenen das Leben noch schwieriger geworden wäre als es ohnehin war – abgeschnitten vom bisherigen sozialen und wirtschaftlichen Leben.

FRANKREICH ALS EXILLAND 1939 BIS 1942

Ich beschreibe hier, wie internationale und nationale Ereignisse fortan die französische Politik bestimmten und die Bedingungen für die aus Deutschland und aus Österreich Geflüchteten radikal veränderten. Das waren:

- der Abschluss des deutsch-sowjetischen Nichtangriffspaktes am 23. August 1939;
- die Kriegserklärung von Großbritannien und Frankreich an Deutschland am 3. September 1939 nach dem Überfall der deutschen Wehrmacht auf Polen, mit dem die beiden Mächte einen Beistandspakt hatten.

Jetzt änderte sich für die Flüchtlinge alles. Die deutschen Emigranten, egal, ob die Flucht aus Deutschland aus rassistischen oder politischen Gründen erfolgt war, ob sie ausgebürgert waren oder nicht, sie alle wurden wieder zu Deutschen und damit zu Feinden oder, wie Elisabeth an Heinz Lunau schreibt:

„Du weißt, wir sind verdächtig, etc. Es ist schon schrecklich, in Deutschland waren wir DIE JUDEN und hier sind wir LES Boches.“⁶³

Der rechte Extremismus und die politische Mitte Frankreichs stimmten überein: Für sie waren die deutschen und österreichischen Emigranten und die geschlagenen Flüchtlinge des spanischen Bürgerkrieges die Repräsentanten der kommunistischen Gefahr. Sie, die Gegner des Nationalsozialismus und die von ihm als „Untermenschen“, nicht der Gesellschaft zugehörig Bezeichneten, wurden für die französischen Rechten alle zu den

⁶² Siehe Barbara Vormeier, Spalte 222 ff.

⁶³ Elisabeth an Heinz Lunau, 28. Dezember 1939, in: Auf der Flucht in Frankreich, S. 89

„Linken“, denn sie waren Gegner des künftigen nationalsozialistischen „Partners“. Die Folge dieser Politik für die Flüchtlinge war, dass die in Frankreich lebenden Ausländer sich in Sammelstellen einfinden mussten. Damit begann die erste Welle der Internierung.⁶⁴ Ein Teil wurde zunächst wieder entlassen, andere blieben weiter interniert, bis die zweite Internierungswelle 1940 nach dem Überfall Deutschlands auf die Benelux-Staaten und Frankreich einsetzte.

Am 10. Mai 1940 begann der Überfall auf Frankreich, der mit der militärischen Niederlage Frankreichs endete und am 22. Juni 1940 zum Waffenstillstand zwischen Deutschland und Frankreich führte. Mit diesem Waffenstillstandsvertrag wurde Frankreich zunächst in eine (von der deutschen Wehrmacht) besetzte Zone und eine unbesetzte Zone geteilt. In der unbesetzten Zone eiferte die Regierung unter Marschall Pétain, dem deutschen Vorbild nach: Rassismus, Ausgrenzung, Verfolgung, Lager bedrohten sowohl die Franzosen, die gegen dieses Frankreich, das jetzt als *État français* bezeichnet wurde, auftraten als auch die ausländischen Flüchtlinge. Sie steckte man in Internierungslager, die inzwischen die ganze unbesetzte Zone durchzogen.

Das deutsch-französische Waffenstillstandsabkommen verpflichtete im Artikel 19 die französische Regierung u.a.

„alle in Frankreich sowie den französischen Kolonien befindlichen Deutschen, die von der Reichsregierung namhaft gemacht werden, auf Verlangen auszuliefern“.⁶⁵

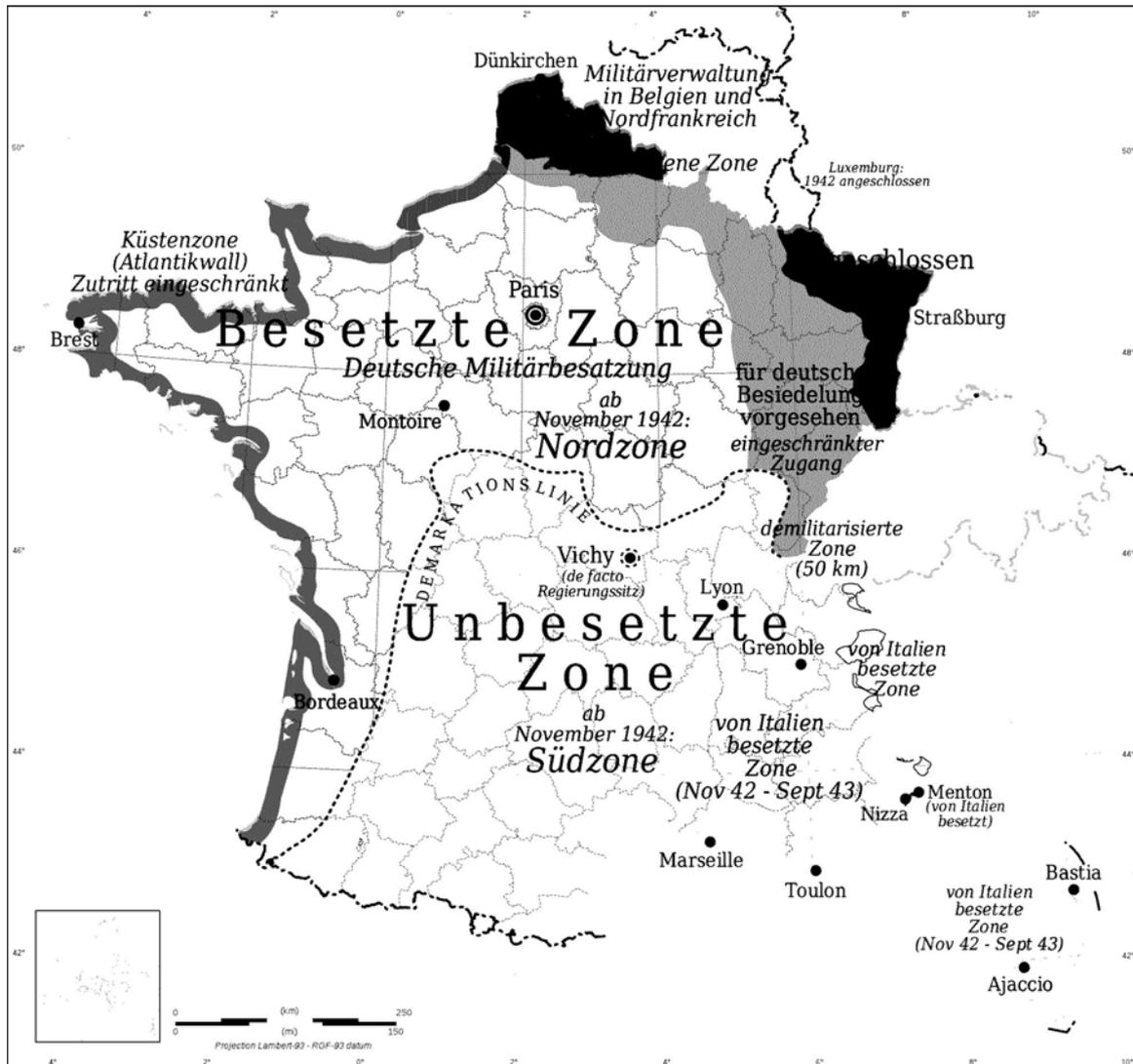
Und das waren nicht nur leere Worte. Zwischen dem 27. Juli und dem 30. August 1940 reisten gemeinsame deutsch-französische Kommissionen durch die Lager in der unbesetzten Zone und suchten die Internierten aus, die die Deutschen ausgeliefert haben wollten. Konkret hieß das, sie wurden an das faschistische Deutschland ausgeliefert und nicht wenige kamen dort in Konzentrationslager, wurden hingerichtet oder auf andere Weise umgebracht.

Südfrankreich, die unbesetzte Zone, wurde – auch für die Familie Marum, die, alle an einem anderen Ort, sich dorthin retten konnten, – zur Mausefalle. Jetzt begann die verzweifelte Jagd nach Visa, um der zu erwartenden deutschen Besatzung entkommen zu

⁶⁴ Das betraf auch Familienmitglieder der Marums, wie in den folgenden biografischen Ausführungen dargestellt.

⁶⁵ Siehe Barbara Vorseier, Spalte 235.

können.⁶⁶ Eine große Zahl von Hilfsorganisationen hatte sich gebildet, nationale und internationale. Sie unterstützten jeweils andere Gruppen von Exilanten, so fühlten sich z.B. die verschiedenen Parteien ihren Mitgliedern oder jüdische Hilfsorganisationen Menschen jüdischer Herkunft verpflichtet. In den USA hatten sich spezielle Hilfsorganisationen für Künstler und Wissenschaftler, für Kinder und andere bedrängte Gruppen gebildet.



Aufteilung Frankreichs nach dem Waffenstillstandsvertrag von 1940⁶⁷

⁶⁶ Die Irreleitungen, Gefährdungen und Bedrohungen des Transits aus der unbesetzten Zone beschreibt Anna Seghers in ihrem Roman Transit.

⁶⁷ <http://de.wikipedia.org/wiki/Vichy-Regime>

WEGE DER MARUMS IM FRANZÖSISCHEN EXIL

Nun werde ich die Lebenswege der Familienangehörigen in Frankreich darstellen: ihre ersten Schritte auf der Flucht vor den Nazis, ihre vielfältigen, unbeschreiblichen Erfahrungen. Ich folge der Chronologie ihres Fortgangs aus Deutschland, fange also an mit

HANS MARUM UND SOPHIE GRADENWITZ/MARUM

Als erster aus der Familie emigrierte Hans Marum aus Deutschland. Hans, Jura-Student in Frankfurt am Main gerade im ersten Semester, fuhr nach dem Reichstagsbrand nach Karlsruhe, wurde dort gewarnt, dass ihm eine Verhaftung drohen könnte und er beschloss zu fliehen. Wahrscheinlich, wie Joachim W. Storck mir erzählte, wurde er auch gedrängt von seiner Mutter Johanna mit Zustimmung seines Vaters. Ein letztes Zusammensein zwischen Vater und Sohn gab es im Karlsruher Gefängnis.⁶⁸ Zunächst ging er nach Straßburg und wohnte bei Jenny Frank, einer Tante von Johanna Marum.

Ab Ende Mai 1933 ist Hans in Paris. Er sucht sich eine Unterkunft und lebt zunächst von Gelegenheitsarbeiten. Er arbeitet in verschiedenen Büros und Laboratorien, verdient Geld mit Pediküre. Neben dem Gelderwerb sucht er Freunde, Bekannte, schließt sich politischen Gruppierungen an. Es sind vor allem junge Frauen und Männer aus der sozialistischen und kommunistischen Jugendbewegung, mit denen er sich trifft. Sie führen eifrige Diskussionen über die Ereignisse in Deutschland, darüber, wie man Widerstand in der Heimat von Frankreich aus organisieren könnte. Hier nähert er sich weiter kommunistischen jungen Menschen an. Er trifft sich mit jungen Franzosen auf Veranstaltungen des französischen Kulturlebens besucht aber auch Aufführungen deutscher Emigranten wie die *99 %* (später *Furcht und Elend des III. Reiches* genannt) und *Die Gewehre der Frau Carrar* von Brecht oder Vorträge in der Deutschen Freiheitsbibliothek. Bereits im September 1933 ist er Vertreter des Weltjugendkomitees. Er arbeitet für eine französische Gewerkschaftszeitung und zwischen August 1936 und September 1939 ist er beim Jüdischen Weltkongress angestellt. 1936 kommt Sophie Gradenwitz,

⁶⁸ Siehe Andrée Fischer-Marum, Politische Wege meines Vaters Hans Marum. In: Demokratie, Rechtsstaatlichkeit und das Ringen um eine offene pluralistische Gesellschaft. Tagung anlässlich des 125. Geburtstages von Ludwig Marum, veranstaltet vom Fritz-Erler-Forum Baden-Württemberg, Landesbüro der Friedrich-Ebert-Stiftung am 3. November 2007 in Karlsruhe, S. 35

seine Lebenspartnerin seit dem Studium in Frankfurt am Main, aus Wien nach Paris. Von nun an sind Hans und Sophie ein Leben lang verbunden. Bis 1939 leben sie in Paris, in der Rue du Dôme in Boulogne-Billancourt, in der Nähe der Mutter. Auch Sophie betreibt Gelegenheitsarbeiten, putzt „schwarz“, z. B. bei einer Familie, bei der sie vor anderen Bewerberinnen den Vorzug erhält, weil sie eine pädagogische und psychologische Ausbildung hat und so neben den Putzarbeiten die Kinder beaufsichtigen kann. Neben dem Gelderwerb bemüht sie sich, in ihrer Wohnung Kinder zu betreuen, die mit ihren Eltern – oder auch ohne sie – nach Frankreich geflohen waren und psychische Probleme haben. Doch das wird denunziert, so muss sie diesen Versuch einstellen. Im Februar 1937 heiraten Hans und Sophie, und am 15. Dezember wird ihr Sohn Ludwig geboren, genannt nach dem ermordeten Großvater.

Abbildung: Sophie, Ludwig und Hans Marum, etwa 1938 in Boulogne-Billancourt⁶⁹



Das Leben änderte sich mit der Kriegserklärung Frankreichs an Deutschland. Am 3. September 1939 wird Hans in Paris verhaftet und interniert, zunächst in den Pariser Stadien Colombes und Roland-Garros, bevor er am 17. Oktober in das Lager Le Vernet in

den Pyrenäen gebracht wird. Er verbleibt in verschiedenen Lagern, bis er dann mit der Familie in letzter Minute die weitere Flucht antritt, dieses Mal nach Mexiko.⁷⁰

Zurück zum Kriegsausbruch: Unmittelbar vor der Kriegserklärung waren Hans und Sophie gemeinsam mit seiner Mutter Johanna und dem kleinen Ludwig in einer kleinen Ferienwohnung in Ceyrat (Puy-de Dôme) untergebracht. Auch Brigitte kam hinzu. Von dort aus fuhr Hans nach Paris zur Arbeit. Nachdem Hans verhaftet worden war, erhielt

⁶⁹ Aus dem Fotoalbum der Familie Marum, privat.

⁷⁰ SED-Fragebogen Hans Marum, 4.2.1950, Bundesarchiv, Stiftung Archive der Parteien und Massenorganisationen der ehemaligen DDR (Bundesarchiv SAPMO, DY -30-IV 2/11/v 2553.

seine Frau auf sehr geheimnisvollem Weg einen kurzen Brief, der sie darüber informierte. Sofort fuhr sie nach Paris und versuchte, ihrem Mann warme Bekleidung und Essen zu bringen. Ihren Sohn wusste sie bei der geliebten Großmutter gut aufgehoben. Unmittelbar danach, im November 1939, erhielt Sophie von den Quäkern den Auftrag, ein Kinderheim für jüdische Kinder in Charme sur Mer zu leiten. Dorthin konnte sie auch ihren Sohn mitnehmen, selbst aber nur wenige Monate bleiben. Ein Grund für ihren erzwungenen Weggang war wahrscheinlich, dass ihr Mann in der „Spezialabteilung“ des Lagers Le Vernet inhaftiert war. Von nun an lebte sie ohne Papiere, ohne Sohn, ohne Ehemann, illegal. Jetzt kümmerte sie sich um den kranken Mann im Lager Le Vernet und um seine Mitgefangenen, um ihren Sohn, der in einem Kinderheim in Limoges war, um ihre Schwiegermutter, die ebenso wie deren Töchter Elisabeth und Brigitte im Lager Gurs interniert war, um ihre Eltern und ihren Bruder, die in Holland vom deutschen Überfall auf die Niederlande überrascht worden waren, und um ihre Schwester, die gemeinsam mit Hans und Sophie in Paris gelebt hatte und ebenfalls in Gurs interniert war. Ja, und inzwischen wusste sie zudem noch, dass sie erneut schwanger war.

Sie lebt also illegal. Das alles geschieht in den Jahren 1940, 1941 bis Anfang 1942. Sie flieht nach Toulouse, in dessen Nähe sie in einem Pferdestall haust, gemeinsam mit vielen anderen Freunden und Genossen, die ebenfalls ohne Papiere leben. Von hier aus leistet sie Kurierdienste und hält die Verbindungen zu den Genossen in Internierungslagern aufrecht, beschafft für Illegale, die aus Lagern geflohen waren oder aus Belgien und dem Elsass vor den deutschen Truppen flüchteten, Papiere und Unterkünfte. Als es nicht mehr anders geht, fährt sie – immer noch ohne Papiere, wahrscheinlich im April oder Mai 1941 – nach Marseille, wo sie ihre inzwischen aus Gurs entlassene Schwiegermutter und ihre Schwägerin Elisabeth trifft. Anschließend wird sie in ein Krankenhaus der Quäker aufgenommen, wo sie ihre Tochter am 24. Juni 1941 entbinden kann und gelangt danach nach Bompard, ein Außenlager für Frauen des Internierungslagers Les Milles, in dem sie Bekannte wieder trifft – deutsche Genossinnen, Freundinnen, die sie aus Paris kennt. Für die Familie von Hans hatte es – trotz vieler Bemühungen seiner Schwester Elisabeth – keine Visa gegeben, was eine tiefe Enttäuschung und Verbitterung erregte, aber es kommt dann ein mexikanisches Visum, das von ihren Genossen und mit Hilfe des mexikanischen Botschafters Gilberto Bosques sowie der Quäker (American Friends Service Committee – Noel und Herta Field) beschafft wurde. So können sich Hans und Sophie Marum mit beiden Kindern, dem vierjährigen Ludwig und

der neun Monate alten Andrée, im März 1942 auf der „Lipari“ einschiffen und in Casablanca auf der „San Tomé“ und kommen am 22. April 1942 in Vera Cruz, in Mexiko an.

JOHANNA UND BRIGITTE MARUM

Die nächsten Mitglieder der Familie Marum, die nach dem Mord an Ludwig Marum aus Deutschland fliehen, sind Johanna, die Witwe von Ludwig Marum und Brigitte, die jüngste Tochter. Dieses einst fröhliche junge Mädchen wurde zunehmend schwermütiger.⁷¹ Die Mutter Johanna, Brigitte und Anna Pfeffer (Tante Ännchen), die Schwester des Vaters, die während der Inhaftierung von Ludwig Marum mehrmals in Karlsruhe war und die Familie unterstützte, fahren, nachdem die Wohnung aufgelöst war, gemeinsam nach Düsseldorf, wo Anna Pfeffer wohnt. Von dort aus reisen Mutter und Tochter am 26. April 1934 weiter nach Paris, wo sich bereits Hans aufhält. Zunächst wohnen sie im Hotel, dann, auf Einladung der befreundeten Familie Schickele, verbringt Johanna Marum einige Zeit in Fabron bei Nizza, dann in Saint-Cyr-sur-Mer. Im Tagebuch vom 2., 6. und 8. Mai 1934 berichtet René Schickele über Johanna Marums Ankunft und Aufenthalt in Fabron:

„Johanna Marum mit ihrem Sohn Hans bei uns eingetroffen. Ich hätte mich nicht gewundert, wenn eine völlig fremde Dame erschienen wäre und sich als Frau Marum zu erkennen gegeben hätte. [...] Sie ist unverändert, nur abgezehrt im Gesicht und ohne eine Spur von weiblicher Gefallsucht selbst üblichster Art. [...] Still war sie von jeher. Aber trotz aller Fassung kommen ihr leicht Tränen. In ihrem Zimmer erzählt sie Lannatsch [so nannte Schickele seine Frau. AFM]. Ich kann es heute nicht wiedergeben. [...] Frau Marum schreit nachts im Traum. Sie weiß es nicht.“⁷²

⁷¹Jonas Eichler, Dominik Salzer, Max Schumacher, Schüler der 9. Klasse am Ludwig-Marum-Gymnasium, Berghausen haben die Veränderungen von Brigittes Schulzensuren nach der Verhaftung des Vaters verglichen, in denen ein deutlicher Abfall ihrer schulischen Leistungen deutlich wird, was auf ihre extreme psychische Belastung hindeutet.

⁷²Jahre des Unmuts. Thomas Manns Briefwechsel mit René Schickele, 1930-1940. Herausgegeben von Hans Wysling und Cornelia Bernini. In: Thomas-Mann-Studien. Herausgegeben vom Thomas-Mann-Archiv der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich, Zehnter Band, S. 272/273.

Johanna Marum zieht nach einer Zeit der Erholung nach Paris, wo sie in Boulogne-Billancourt eine kleine Wohnung bezieht. 1947 beschreibt Johanna ihren weiteren Weg:

„Im April 1934 folgte ich meinem Sohn Hans nach Frankreich. Dort arbeitete ich einige Zeit in dem Thälmann-Komitee und gehörte dem Freundeskreis der Deutschen Volksfront an. Meine Wohnung diente längere Zeit als illegaler Treffpunkt für deutsche Genossen. Ich habe ebenfalls längere Zeit für die Zeitschrift *Traî-d-Union* als Sekretärin gearbeitet, eine Zeitschrift, die von deutschen Gewerkschaftlern für ihre französischen Kollegen herausgegeben wurde und die der Patenschaftsarbeit für den illegalen Kampf der deutschen Gewerkschaften gewidmet war.“⁷³



Abbildung: Johanna Marum mit Ludwig (Bubi), in Ceyrat, etwa 1938

Mit der Kriegserklärung Großbritanniens und Frankreichs an Deutschland am 3. September 1939 ändert sich wieder das Leben der Familie und damit auch das von Johanna Marum. Sie fährt mit der Schwiegertochter und dem Enkel zunächst nach Ceyrat (Dep. Puy-de-Dôme) und folgt Sophie und Ludwig (Bubi) nach Charmes-sur-Rhône. 1940, um den 25. Mai, wird sie in La Voulte interniert und am 6. Juni in das Internierungslager Gurs gebracht, wo sie ihre Töchter wieder trifft: Brigitte ist wahrscheinlich seit dem 23. Mai und Elisabeth etwa seit dem 12. Juni in Gurs. Johanna wird am 23. Juli aus Gurs entlassen, bleibt aber noch bis zum 10. August, da sie kein Geld hat und nicht weiß, wohin sie soll. Jetzt führt ein unsteter Weg sie nach Toulouse, wo sie zeitweilig – so wie Brigitte und Sophie auch – sogar in einem Pferdestall ihre Unterkunft findet, von dort nach Clermont Ferrand, wo sie Mitte Oktober die Information erhält, dass für sie (allerdings auch nur für sie) ein Visum existiert. Von nun an beginnt die Zeit des Wartens auf Visum und Schiffspassage für Johanna und ihre beiden Töchter, die Zeit der Hoffnung und der Hoffnungslosigkeit, bis Johanna und Elisabeth – aber ohne Brigitte – per Bahn nach Spanien fahren, wo sie in Sevilla die „Navemar“ besteigen können und am 12. September 1941 New York erreichen. Brigitte bleibt zurück.

⁷³ VVN-Fragebogen , 30.6.1947, LA Berlin, A 18254

BRIGITTE MARUM UND PETER HOLLAENDER

Brigitte, die wie oben beschrieben, mit ihrer Mutter aus Karlsruhe geflohen war, konnte dank eines Stipendiums ihre Schulbildung zwischen 1934 und 1936 in einem englischen Internat fortführen, allerdings ohne sie abzuschließen. Ihre Schulferien verbrachte sie während dieser Jahre „bei ihrer Mutter in Paris oder bei ihrer Tante Anna in Düsseldorf“.⁷⁴ Wie es ihr auf dem Internat ging, allein, ohne die Familie, ohne Bekannte, lässt sich nicht mehr sagen. Briefe oder andere Dokumente aus dieser Zeit habe ich bisher nicht gefunden. Ohne Abschluss kam sie dann 1937 zu ihrer Familie nach Paris. Sie konnte als „Sekretärin oder Stenodaktylo“⁷⁵ im Medizinischen Hilfswerk für Flüchtlingskinder arbeiten. 1938 lernte Brigitte einen jungen Mann kennen, Peter Hollaender, evangelisch getauft, aus Naumburg, ebenso wie sie Jahrgang 1919. Auch seine Familie war nach Frankreich geflohen. Sein Vater Otto, ebenfalls Rechtsanwalt wie Brigittes Vater, musste 1933 aus Naumburg fliehen, ging mit seiner Frau Hildegard nach Paris so wie auch Peters Schwester Gerda.⁷⁶ Wahrscheinlich begegneten sich Brigitte und Peter in einer sozialistischen Jugendgruppe. Sie begannen eine Liebesbeziehung und wollten heiraten, wie ein Brief von Peters Mutter zeigt. Brigitte schreibt an Hilde Hollaender, die Peter um Zustimmung zur Heirat gebeten hatte, sie solle sich „keine Sorge um Peter weiter machen, so lange sie lebe, wolle sie für ihn sorgen“.⁷⁷ In einem Brief von Hilde Hollaender heißt es dann:

„Aus all dem habe ich den Eindruck gewonnen, daß diese Brigitte ein wertvoller Mensch ist [...und] ich muß den Himmel preisen, daß er mir durch dieses Mädchen die schwere Sorge um Peter abgenommen hat.“⁷⁸

Doch diese Heirat kam nie zustande, sie lebten aber längere Zeit zusammen. Peters Mutter Hilde Hollaender charakterisiert Peter folgendermaßen: „Peter war ein sehr gescheiter Mensch, ein musischer Mensch, kein praktisch veranlagter.“ Und sie fährt fort:

⁷⁴ Auf der Flucht in Paris, S. 14 (Anm.)

⁷⁵ Hilde Hollaender an Christoph Hollaender, 5. Februar 1940. In: Auf der Flucht in Frankreich, S. 111

⁷⁶ <http://www.naumburg1933.de/geschichte/juden.htm#04>

⁷⁷ Hilde Hollaender an Christoph Hollaender, 5. Februar 1940. In: Auf der Flucht in Frankreich, S. 111

⁷⁸ Ebenda.

„... die Ereignisse waren viel stärker als er, er ein Spielball der [...] Mächte, selber ganz außerstande in dieser ausbrechenden Hölle einen festen Stand zu gewinnen.“⁷⁹

Nach dem Beginn des Zweiten Weltkriegs und der Kriegserklärung Frankreichs an Deutschland fuhr Brigitte zuerst zu ihrer Mutter und ihrer Schwägerin Sophie in die Mitte Frankreichs, von wo sie allerdings schon im Oktober 1939 wieder nach Paris zurückkehrte. Am 15. Mai 1940 wurde sie ebenso wie Bertha Gradenwitz, die Schwester ihrer Schwägerin Sophie, verhaftet und in Vélodrome d'hiver interniert. Es ist wahrscheinlich, dass beide am 23. Mai mit einem Transport von 2.364 Frauen in das Internierungslager Gurs am Fuße der Pyrenäen kamen.

Peter gelang es im Sommer 1940, aufgrund seines Status als Prestataire, einer halb-militärischen, nicht bewaffneten Truppe aus Internierten vieler Länder, die Entlassung Brigittes und seiner Schwester Gerda aus Gurs zu erreichen. Sie lebten dann in Toulouse, zuerst in einem Hilfszentrum, später in einem Pferdestall. Brigitte wurde schwanger. Nachdem Peter im September interniert war, beschlossen allerdings er und Brigitte im Oktober (aus unbekanntem Gründen), sich zu trennen. Peter kehrte Ende März 1941 nach Deutschland zurück, vermutlich, um im Untergrund zu arbeiten. Es ist möglich, dass er von der Kommunistischen Partei zu solch einem unüberlegten Handeln bewegt wurde. Es kann aber auch sein, dass ihn die Trennung von Brigitte, die Sehnsucht nach seiner Mutter (sie kehrte im Oktober 1937 nach dem Tod ihres Mannes nach Naumburg zurück⁸⁰), zu einem solchen Schritt bewog. Oder Peter meinte, dass er, da sich seine Großeltern bereits evangelisch hatten taufen lassen, von der Judenfeindlichkeit nichts zu befürchten hatte. Wer weiß, welches die tatsächlichen Gründe für seine Rückkehr nach Deutschland waren. Er wurde am 10. April in Bad Kösen verhaftet und nach Aufhalten in zwei Gefängnissen im September in das KZ Sachsenhausen gebracht. Dort starb er am 3. April 1942.⁸¹

Währenddessen kehrte Brigitte zu ihrer Mutter nach Clermont-Ferrand zurück, von wo aus sie zusammen einen Zwangswohnsitz in Herment im Departement Puy-de-Dôme

⁷⁹ Hilde Hollaender an Robert Wieland, 10. September 1970 (unveröffentlicht). Ich danke Robert Wieland für die Möglichkeit, diesen Brief einzusehen.

⁸⁰ <http://www.naumburg1933.de/geschichte/juden.htm#04>

⁸¹ Siehe <http://my.informedia.de/gedenkbuch.php?PID=12&name=2821&suche=M>

zugewiesen bekamen. Im März 1941 reisten sie gemeinsam nach Marseille, da sie mit Hilfe von Elisabeth Ausreisevisen nach den USA erhalten hatten.

Johanna Marum und Elisabeth Marum-Lunau fuhren auf einem Frachtschiff, der „Navemar“, von Cadix nach New York, wo sie sich in Sicherheit befanden. Brigitte hingegen wurde aufgrund der kurz bevorstehenden Geburt nicht auf das Schiff gelassen. So blieb sie – nun völlig allein – in Frankreich zurück. Am 31. Juli 1941 kam ihr Sohn Pierre Marum in Marseille zur Welt. Als ihre Mutter und ihre Schwester abgereist waren, meinte sie, alleine in Frankreich überleben zu können. Sie fand zwar zunächst Arbeit als Sekretärin. Doch schon kurze Zeit später wurde sie aus ihrem Traum gerissen: Sie wurde arbeitslos. Sie konnte etwa im Februar oder März 1942 noch ein Foto von sich mit ihrem etwa acht Monate alten Pierre schicken. Recht unbefangen meinte sie da noch, dass sie schon nicht verhungern werde und auch nicht in ein Lager käme. Sie brauche lediglich Geld aus den USA. Und bald seien alle wieder gemeinsam zu Hause.⁸² Ihren Sohn brachte sie in einem Kinderheim in Limoges unter. Sie wusste, er war dort versorgt, und bemühte sich anschließend, mit ihm in die Schweiz zu entkommen. Doch dieser Versuch scheiterte. Im Dezember reiste sie noch einmal zu Pierre, konnte aber aufgrund ihrer Verfolgung nicht lange bei ihm bleiben. Auch ihre finanziellen Mittel wurden immer knapper.

Brigitte hatte die Rechnung ohne die Vichy-Regierung unter Marschall Pétain gemacht. Diese organisierte seit August 1942 die Deportation von Juden aus der unbesetzten Zone. Bei einer der Razzien der französischen Polizei, die zwischen dem 22. und dem 29. Januar 1943 stattfanden, wird sie gefasst. Einen Tag nach ihrer Verhaftung wird Brigitte nach Compiègne überstellt, am 8. März in das Deportationslager Drancy bei Paris. Am 25. März befindet sie sich auf dem Transport Nr. 52 in das Vernichtungslager Sobibor, dessen Teilnehmer sofort bei ihrer Ankunft am 30. März vergast werden, unter ihnen auch Brigitte. Ihr Sohn Pierre gelangte kurze Zeit später in die Schweiz. Von dort wird er von belgisch-jüdischen Auswanderern mit nach Palästina genommen und lebt dort bis heute unter dem Namen Eli Barzilai.

⁸² Siehe, Auf der Flucht in Frankreich, S. 281

ELIZABETH MARUM UND HEINZ LUNAU

Elisabeth war das älteste Kind der Familie Marum. Sie studierte Jura und lernte beim Studium ihren Lebenspartner und späteren Ehemann Heinz Lunau kennen. Am 6. März 1933 bestand sie ihr Referendar-Examen (das war ein Tag nach der ersten Wahl unter vollkommener Naziherrschaft und vier Tage, bevor ihr Vater verhaftet wurde). In Magdeburg, wo sie bei den Eltern von Heinz Lunau zu Besuch war, erfuhr sie von der Verhaftung des Vaters. Sofort fuhr sie nach Hause, war ihrer Mutter, ihrer Schwester und ihrem Vater eine große Stütze, übernahm – 22jährig – weitgehend den Kontakt zum Vater sowohl im Gefängnis als auch dann im KZ Kislau und arbeitete in seiner Kanzlei. Sie suchte und fand in Karlsruhe eine neue, billigere Wohnung und löste den Familienhaushalt auf. 1934, nach der Ermordung des Vaters, ging Elisabeth für zwei Jahre nach Berlin, wo sie sich in der Kirchberg-Schule für Heilgymnastik und Heilmasseuse ausbilden ließ, da sie ahnte, dass sie mit ihrer Ausbildung als Juristin, mit der sie in die Nachfolge des Vaters eingetreten wäre, in einem anderen Land kaum Aussicht auf eine berufliche Karriere haben würde. Sie schloss ein Praktikum im jüdischen Krankenhaus in Berlin mit einem Examen ab. Neben ihrer Ausbildung suchte sie Kontakt zum illegalen Widerstand gegen die Nazis. Sie war Kurier für illegale Flugblätter, leitete sie ins Ausland weiter, gab Illegalen eine Übernachtungsmöglichkeit.⁸³ Nach Abschluss ihrer Ausbildung folgte sie der Familie 1936 nach Paris – als Letzte der Familie. Ihr Partner und künftiger Mann Heinz Lunau war bereits im März 1936 nach Paris gegangen. Er war als nicht jüdischer Nazi-Gegner auf Grund seines Artikels „Zur Lage der Rechtswissenschaft“ gefährdet, in dem er sich mit den Rechtsbrüchen der Nazis auseinandergesetzt hatte. Erste Bleibe fand er bei Johanna Marum in Boulogne-Billancourt.⁸⁴ In Brüssel veröffentlichte er das Buch „Zur geistigen Situation der Deutschen“. Im Sommer 1936 kam, wie oben gesagt, auch Elisabeth nach Paris. Zunächst lebten sie in einer Wohnung ihrer Cousine Kitty De Leuw oder im Hotel und mieteten dann eine kleine Wohnung im 15. Arrondissement.

⁸³ Elisabeth Marum-Lunau in: Ich hatte eine irre Angst damals, S. 83

⁸⁴ Elisabeth Marum-Lunau in: Ich hatte eine irre Angst damals, S. 86

Am 31. Juli 1937 heiraten Elisabeth und Heinz. Den Lebensunterhalt verdient vorwiegend, wie so oft im Exil, die Frau, also Elisabeth. Sie gibt Massagen, betreut Kinder, massiert jeden Abend eine Amerikanerin, liest eine Zeit lang einer Inderin und ihrer Tochter den „Faust“ vor.⁸⁵ Und sie unterstützt Heinz bei seiner schriftstellerischen Arbeit, sie schreibt seine Texte ab. Damit ist sie sehr belastet, denn Heinz ist sehr produktiv. Er schreibt unter anderem über die ökonomischen Theorien von Karl Marx und über die Friedenspolitik des Völkerbundes.



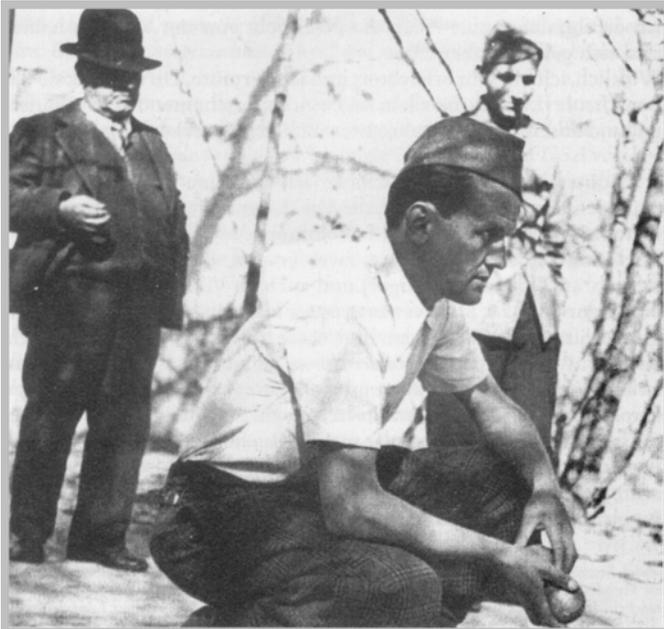
Abbildung: Elisabeth in Saint-Tropez, etwa Herbst 1939⁸⁶

Elisabeth und Heinz haben einen festen Freundeskreis. Dazu gehören u.a. Robert (Bob) und Hertha Liebknecht, Dominique und Paul Eluard, Tonia und Sioma Lechtman und andere, mit denen sie fest verbunden sind, und – man es kann es wohl so sagen – sie genießen Paris. Den Sommer 1939 verbringen sie in Saint-Tropez, im Haus von Kitty De Leuw, deren Haus und Garten sie besorgen.

Nach der Kriegserklärung wird Heinz Lunau im Oktober 1939 aus Saint-Tropez zunächst interniert und befindet sich in verschiedenen Lagern (La Rode in Toulouse, Les Milles). Im Februar/März ist er in Manosque, wo er einer Prestataire-Einheit zugeordnet wird. Als Prestataire erhält er einen Einberufungsbefehl und im Mai 1940 ist er in Le Mans. Um den 20. Mai werden Heinz und seine Gruppenkameraden in die British Expeditionary Force nahe bei Rennes eingegliedert. Als dieser Ort bombardiert wird, fliehen Heinz und vier Kameraden vor den anrückenden deutschen Truppen nach Süden. Am 20. Juni kann er sich in Bordeaux nach Casablanca einschiffen. Dort wird er wiederum in einem Zentrum für ausländische Flüchtlinge interniert. Am 9. September wird er ausgemustert und erhält einen Pass für Staatenlose. Von nun an gehen die Bemühungen, mit Elisabeth gemeinsam in die USA zu kommen, sowohl von Frankreich als auch von Casablanca aus. Die Unsicherheit der Lage, das Hin und Her zwischen Hoffnung und Enttäu-

⁸⁵ Sibylle Quack, *Zuflucht Amerika. Zur Sozialgeschichte der Emigration deutsch-jüdischer Frauen in die USA 1933-1945*, 1995, S. 110/111

⁸⁶ *Auf der Flucht in Frankreich*, S. 39



schung, zwischen angekommenen und nicht erhaltenen Briefen mit wichtigen Mitteilungen oder Briefen, die sich auf dem Weg kreuzen, ist kaum nachzuvollziehen. Mal gibt es Visa und gemeinsame Schiffspassagen auf der „Wyoming“, dann werden sie wieder abgesagt, mal soll die Passage über Casablanca gehen, dann wieder nicht.

Abbildung: Heinz Lunau als Prestataire, April 1940⁸⁷

JAGD NACH VISA UND AUSWANDERUNG

Wie oben beschrieben, waren die Familienmitglieder inzwischen über die verschiedensten Orte der unbesetzten Zone verteilt. Als sie aus dem Internierungslager Gurs freikam, fing Elisabeth sofort an zu handeln: Tatkräftig wie immer knüpfte sie Kontakte zum amerikanischen Konsulat, zu den amerikanischen und jüdischen Hilfsorganisationen und zu Freunden und Verwandten in Amerika, um für sich und ihren Mann, ihre Mutter, ihre Schwester und ihren Bruder und seine Familie die nötigen Ausreisepapiere zu erhalten.⁸⁸

Am 15. Oktober 1940 schreibt sie an Paul und Susie Schrag, Freunde aus Karlsruhe, die 1938 in die USA ausgewandert waren:

„...wir sind augenblicklich beide [gemeint sind Elisabeth und Heinz – AFM] in Freiheit und können uns schreiben. Das mag Euch banal erscheinen, aber es gibt viele andere Fälle, die erneut interniert wurden, und wir haben jede Minute in Freiheit schätzen gelernt, selbst wenn sie nur relativ ist.“

⁸⁷ Auf der Flucht in Frankreich, S. 147

⁸⁸ Die hier folgenden Briefzitate trugen Schülerinnen und Schüler des Ludwig-Marum-Gymnasiums in Berghausen vor. Sie sind ausgewählt aus: Elisabeth Marum-Lunau, Flucht in Frankreich, S. 200 ff.

Wir sind in keinem amerikanischen Konsulat eingeschrieben. Ich habe geschrieben und um die Formulare gebeten, aber man hat nicht einmal geantwortet. Ich müsste persönlich nach Marseille gehen können, aber dafür brauche ich eine Reiseerlaubnis der Behörden und die ist nur schwer zu bekommen. Das zeigt Euch ein klein wenig von den Schwierigkeiten, mit denen man rechnen muß.“

Am 9. November 1940 berichtet sie ihrer Mutter:

„...Gestern war ich auf dem amerikanischen Konsulat (denn ich dachte mir schon, daß man auf Briefe nicht antwortet) – und also bis jetzt ist noch nichts für uns angekommen. Man hat mir hoch und heilig versprochen, daß Du benachrichtigst wirst, sobald irgend etwas ankommt. Ich konnte also nichts tun. Ich schicke Dir beiliegend ein Formular, das Du ausfüllen mußt. Das ist auf jeden Fall sinnvoll. Du mußt ein Photo beifügen und alles ins Konsulat schicken. ... Gleiches habe ich an Hans und Brigitte geschrieben. Wir brauchen noch etwas Geduld.“

Parallel dazu bemühen sich in den USA Freunde und humanitäre Institutionen um die Bewilligung der VisA und um Geld für die Ausreise.



Am 6. Dezember 1940 berichten Schrag aus New York:

„...Wir haben alles in unseren Kräften Stehende getan und werden es weiterhin tun. Wir haben alle nötigen Auskünfte beim Außenministerium eingereicht, um Besuchsvisa zu beantragen. Wir haben ausdrücklich eine Unterstützungsgarantie eingereicht (Suzanne Schrag); eine politische Garantie-Erklärung wurde von Professor Kocourek abgegeben. Insgesamt wurde alles getan, um diese Visa zu erhalten. Leider verhält sich das Außenministerium immer ablehnender solchen Visa gegenüber. Ich tue alles, die Unterstützung einer in Washington gut angesehenen Persönlichkeit zu erhalten. Lieber Heinz, ich habe noch keine Nachricht von Deinem Freund K[laus] M[ann], den Du in Deinem letzten Brief erwähnt hast.

Unsere Möglichkeiten, Euch zu helfen, sind begrenzt. Das Problem hat nichts mit Geld zu tun, sondern ist eine Frage der Haltung, die man den Flüchtlingen aus Europa gegenüber einnimmt. Man muß gegen eine ihnen nicht freundlich gesinnte Strömung ankämpfen.“

Scheinbar gibt es einen ersten Erfolg. Elisabeth schreibt der Mutter am gleichen Tag, also am 6. Dezember 1940:

„...ich war also auf dem Konsulat, und es ist tatsächlich ein Visum für Dich da. Aber auch nur und ausschließlich für Dich! Ich werde mich sofort mit Amerika in Verbindung setzen, denn wenn es für Dich gegangen ist, muß es für Hans und Brigitte (und Sophie) auch gehen. Du bist natürlich enttäuscht, ich war es auch. Aber da ist im Augenblick nichts zu machen...“

Elisabeth erklärt der Mutter, welche nächsten Schritte sie unternehmen soll. Aber es liegt eben nur das Visum für Johanna Marum vor. Also gehen die Anstrengungen weiter.

Anderthalb Monate später, am 26. Januar 1941, kann Elisabeth vermelden:

„...Ich bin gestern Abend angekommen – heute Morgen war ich auf dem amerikanischen Konsulat und wurde nach stundenlangem Warten vom Vizekonsul empfangen. Ich werde mein Visum am 24. März bekommen. Und, halt Dich gut fest, Du und Brigitte, ihr werdet Eures am gleichen Tag, zur gleichen Stunde haben. Ich habe von Euch erzählt und es ist mir gelungen, dasselbe Papier für Euch zu bekommen. [...] Für Bubi wird das auch gelten.[...]

Daß Brigitte schwanger ist, macht keine Schwierigkeiten, ich habe ihn [den Vizekonsul – A. Fi-Ma] gefragt. Morgen früh gehe ich zur HICEM [Hebrew Immigration Aid Society of America – AFM]. Ich werde sehen, ob ich die Frage der Transitvisa regeln kann.“

Hans und Sophie sind bereit, sich aus Sorge um sein Leben von ihrem Sohn zu trennen und vertrauen ihn der Großmutter an, um ihm sichere Lebensbedingungen zu ermöglichen.

Hans schreibt an seine Mutter am 19. 12. 1940 aus dem Internierungslager Le Vernet:

„...ich freue mich sehr, dass wenigstens Du die große Reise antreten kannst. Sophie hat Dir wohl geschrieben, dass Du unsern Bubi mitnehmen sollst. Ich bin – es ist eigentlich überflüssig zu sagen – vollkommen damit einverstanden. Ich finde, daß es wirklich für das Kind das Beste ist, wenn es aus der Misere rauskommt und in einer gesünderen Umgebung aufwachsen kann. Was uns anbelangt, so sind wir keineswegs deprimiert. Ich erwartete nicht viel anderes nach dem Brief des Konsuls. Und Du kannst sicher sein, dass ich mich durch dieses Mißgeschick nicht aus der Ruhe bringen lasse.“

Hans sitzt während der ganzen Zeit eingesperrt im Lager, fernab von jeglichen Nachrichten und musste dem Wahnsinn außerhalb des Lagerzaunes tatenlos zusehen. Groß ist die Enttäuschung, dass für die Familie von Hans keine Visa bewilligt worden sind.

Obwohl er seiner Frau und seiner Mutter aufmunternde Briefe schreibt, ist er doch tief deprimiert. So äußert er sich in einem Brief an seine Frau Sophie vom 10. Januar 1941:

„...Ich habe schon ziemlich lange alle Hoffnungen fahren gelassen [aus Europa zu entkommen – AFM]; wird es denn überhaupt noch nötig sein? Ich glaube vielmehr, dass wir hier in Europa bald wieder gebraucht werden, und dass nach dem Frieden so viel Aufbauarbeit geleistet werden muß, dass jede Kraft gebraucht wird. Und dass ich bei dieser Aufbauarbeit einiges leisten kann, weißt du ja.“

Und am 20. Januar 1941 äußert er sich:

„Du machst Dir keine Vorstellung, wie deprimiert ich bin. Manchmal möchte ich einfach den ganzen Kram hinhauen und zu Dir kommen...“

Am 25. Februar 1941 schreibt er Sophie:

„Von Elisabeth habe ich auf meinen groben Brief eine ausweichende Antwort bekommen, sie weiß nicht, wie es kommt, daß für uns kein Visum da ist, aber wenn sie drüben sein wird, wird sie alles tun. Na, ich werde mich höflich bedanken...“

Und dann kommt endlich vom ERC (Emergency Rescue Committee), von Varian Fry, am 26. Februar die Mitteilung, dass die Überfahrt bezahlt ist:

„Ich freue mich, Ihnen mitteilen zu können, daß wir soeben ein Telegramm aus Lissabon erhalten haben mit der Nachricht, daß die Bezahlung Ihrer Überfahrt Lissabon/New York bestätigt wurde.“

Neue Hoffnung für Hans, Sophie und Ludwig kommt auf:

Elisabeth schreibt am 27. Februar an Johanna Marum:

„...Hier eine gute Nachricht. Heute Morgen war ich nochmals auf dem Konsulat, ich wurde empfangen und ich habe erreicht, daß der Konsul in Washington anfragte, ob Hans und Sophie ihre Visa ebenfalls auf Deinem Visum bekommen können. (Denn für Bri[gitte] ist es so gemacht worden.) Im Moment hat er mir erstmal eine Vorladung für Hans und Sophie gegeben, was ihm erlauben würde, sie nach Les Milles überstellen zu lassen.“

In einem Telegramm von Elisabeth an Hedwig Wachenheim vom 28. Februar bemüht sie sich, das Reisegeld für Familie Hans Marum zu bekommen:

„Konsul hat nach Washington telegraphiert ob Hans und Sophie Erlaubnis auf Mutters Visum erhalten können. Können Sie das Nötige veranlassen. Brigitte hat Visum. Könnten Sie ihr Reisegeld beschaffen. Dank Lunau.“

Am 1. März 1941 hat Hans noch die Hoffnung, dass nun wirklich die ganze Familie die Erlaubnis und die nötigen Papiere hat, um das Schiff in die USA zu besteigen. Er schreibt seiner Mutter:

„Soeben erhalte ich von El[isabeth] die Convocation zum amerikanischen Konsulat eingeschickt und zwar für Sophie, Bubi und mich, so daß also alles in bester Butter ist. Ich werde also jetzt die notwendigen Schritte unternehmen, um nach Les Milles zu kommen. Dann werden wir uns ja bald wieder sehen. Ich bin sicher, daß Du dich genau so freust wie wir.“

Wie ging es weiter?

JOHANNA UND ELISABETH MARUM

Für den 15. Mai 1941 haben Johanna, Elisabeth und Brigitte reservierte Schiffskarten auf der „Wyoming“ und Heinz hat die Erlaubnis, über Martinique auszureisen. Doch es kommt anders: die Abfahrt der drei Frauen wird auf den 29. Mai verschoben, dann auf einen unbestimmten Zeitpunkt. Und es kommt noch schlimmer: Die Wyoming fährt überhaupt nicht mehr. (Man bedenke, die Überfahrten waren bezahlt – von Spendengeldern.) Eine neue Reservierung musste her. Für den 10. Juli sind für die drei Frauen Plätze auf der „Navemar“ reserviert. Die Fahrt sollte über Cádiz nach New York führen. Am 4. Juli fahren Johanna und Elisabeth aus Marseille ab – Brigitte aber muss zurückbleiben. Am Tag der Abfahrt, also am *4. Juli 1941*, schreibt Elisabeth in einem Brief an Schrag:

Wir sind aus Marseille aufgebrochen, um nach Amerika zu fahren. Wir, das heißt meine Mutter und ich. Ich mußte aus zwei Gründen Brigitte in Marseille lassen: 1.) sie wird Ende Juli niederkommen; 2.) ihre Überfahrt ist noch nicht bezahlt.

Montag Abend werden wir in Cádiz sein, wo wir uns auf einem Schiff (es soll ein Fracht- und Personendampfer sein), der S.S. Navemar, einschiffen werden, die am 10. Juli auslaufen soll und 21 bis 25 Tage braucht, da sie Zwischenstation in Kuba macht. Ich wäre sehr froh, wenn ich wüßte, daß Heinz auch fahren kann. Ich habe alles Mögliche und Unmögliche für ihn versucht, aber ich weiß noch nicht, was es gebracht hat. Wir müssen warten, wie immer.“

Am 12. September kommen Johanna und Elisabeth in New York an.

Heinz schifft sich am 19. November auf der Serpa Pinto ein und langt am 26. Dezember in New York ein.

Brigitte war also nicht mit auf die Fahrt in die USA gegangen. Ihr weiterer Weg ist bereits dargestellt.

Hier – zum Abschluss – ihre letzten uns bekannten Aussagen:

Etwa Februar/März schreibt sie an ihre Mutter und ihre Schwester, die inzwischen in New York sind: „Viele Grüße an alle von Peterlein und seiner Mutter.“



Und auf der Rückseite schreibt sie:

Liebe Mutter, kümmere Dich nicht so viel um mein Visum, sondern versuche, mir jeden Monat ein paar Dollars zu schicken. Das ist viel wichtiger. Ich habe keine Lust „gerettet“ zu werden. Verhungern tu ich schon nicht und ins Lager komme ich auch nicht. In einem Jahr sind wir wieder zu Hause. Also, mach Dir keine Sorgen um mich. Nach Mexiko fahre ich auf keine Fall. Brigitte.

Pierre und Brigitte Marum

Und den letzten erhaltenen Brief schrieb Brigitte am 14. Dezember 1942 an eine ehemalige Sekretärin in der Anwaltskanzlei ihres Vaters, die jetzt in der Schweiz lebte. Der Brief wurde in Limoges geschrieben, wo Brigitte noch einige Tage mit ihrem Sohn verbrachte.

*Liebe Frau Vohdin,
wie Sie sehen, bin ich inzwischen nach Limoges zu meinem Kind gefahren. Ich konnte nicht länger in Marseille bleiben und auch hier ist ein längerer Aufenthalt unmöglich. Ich habe deshalb die Absicht, Sie mit meinem Sohn zu besuchen. Dazu bitte ich Sie dringend um Hilfe. Könnten Sie mir bitte den Namen und die Adresse Ihrer Freundin in Lyon schreiben und sie gleichzeitig bitten, mir zu helfen.
Ich danke Ihnen für alles, was Sie für mich machen. Ich war glücklich mein Kind wieder zu sehen. Er hat sich sehr entwickelt. Er läuft und sieht mir sehr ähnlich.
Ich bitte Sie, geben Sie mir so rasch wie möglich Antwort. Meine Lage ist vollkommen unmöglich und ich muß trachten so bald als möglich heraus zu kommen. Ich erwarte hier Ihre Antwort. Meine Adresse ist
6 rue Eugène Varlin
Limoges (Hte Vienne)
Ich hoffe, daß es Ihnen weiter gut geht und grüße Sie herzlichst
Brigitte Marum*

PROF. DR. SIBYLLE QUACK

ELIZABETH MARUM-LUNAU

An einem heißen Sommertag im Juli 2010 sitze ich im angenehm kühlen Lesesaal der Rockefeller University auf Manhattans East Side und schaue durch die großen Fenster auf den träge dahin fließenden East River hinunter. Am 1. September dieses Jahres wäre Elizabeth Marum-Lunau hundert Jahre alt geworden. Ich vermisse sie und denke gern an meine Begegnungen mit ihr zurück. Gar nicht weit von hier lebte sie, als ich sie kennen lernte, in einem kleinen Apartment an der 29. Strasse zwischen der 2. und 3. Avenue, ebenfalls in der Nähe des East Rivers. Meine Gedanken kehren zu unseren Gesprächen zurück, in denen sie mir ihr Leben erzählt hat.

Das erste Mal begegneten wir uns im Jahre 1987 beim Leo Baeck Institute, wo Elizabeth im Archiv für ihr geplantes Buch der Emigrationsbriefe ihrer Familie auf der Flucht in Frankreich recherchierte⁸⁹. Ich war auf der Suche nach deutsch-jüdischen Emigrantinnen, die ich für mein Buch „Zuflucht Amerika“ interviewen konnte.⁹⁰ Schon bald kam ich mit der kommunikativen Elizabeth ins Gespräch; es folgten mehrere Interviewtermine und später auch freundschaftliche Besuche in New York und in Deutschland.

Wir mochten uns sofort. Bei aller Unterschiedlichkeit unserer Biographien gab es erstaunlich viele Berührungspunkte: Ihre Mutter kam aus Landau in der Pfalz, wo heute auch ein Teil meiner Familie lebt. Und die erste Wohnung, in der die kleine Elizabeth Marum in Karlsruhe mit ihren Eltern lebte, befand sich in der Kriegsstraße, ausgerechnet in der Straße, die mir recht vertraut ist, da dort auch meine Schwester Barbara – freilich über 70 Jahre später – ebenfalls eine Wohnung hatte. Hier in dieser Straße mit dem bezeichnenden Namen also erlebte Elizabeth als Kind den Schrecken des Krieges das erste Mal. Anschaulich hat sie mir über Luftangriffe auf Karlsruhe im Ersten Welt-

⁸⁹ Elisabeth Marum-Lunau, *Auf der Flucht in Frankreich, "Boches ici, juifs la-bas" : der Briefwechsel einer deutschen Familie im Exil 1939-1942*, 2000; siehe auch Ludwig Marum, *Briefe aus dem Konzentrationslager Kislau*. Ausgewählt und bearbeitet von Elisabeth Marum-Lunau, und Jörg Schadt, 1984; siehe außerdem den Bestand „Elizabeth Lunau Collection“ beim Leo Baeck Institute, der jetzt im Internet zugänglich ist: <http://www.archive.org/details/Elizabethlunau>

⁹⁰ Sibylle Quack, *Zuflucht Amerika. Zur Sozialgeschichte der Emigration deutsch-jüdischer Frauen in die USA 1933-1945*, 1995; über E. Marum-Lunau, bes. S. 109-113.

krieg berichtet, über das Entsetzen der Erwachsenen als ihnen klar wurde, dass in diesem Krieg erstmals auch ganze Städte und damit die Zivilbevölkerung bombardiert wurden; die dauernde Angst angesichts der nicht vorhandenen Schutzmöglichkeiten, die sich auf die Kinder übertrug; und schließlich im Jahre 1916 die Bombardierung eines Zirkuszeltens in der Nähe, bei dem auch Kinder ums Leben kamen. All diese traumatischen Eindrücke wären wohl für ein Menschenleben vollauf genug gewesen, für Elizabeth und viele andere ihrer Generation war dies erst der Beginn. Weitere, schlimmere Erfahrungen sollten folgen. Was hatte sie nicht alles erlebt!

FAMILIE UND STUDIUM

Schon ihre Erfahrungen eines in Karlsruhe heranwachsenden jüdischen Mädchens bieten einen überaus interessanten Einblick in die Zeit vor 1933 in dieser Stadt. Elizabeth konnte ihre Schulerlebnisse sehr lebendig beschreiben. Ich erinnere mich an ihre humorvolle Schilderung altmodisch „großherzoglicher“ Lehrerinnen auf der Fichteschule, denen die Achtjährige mit dem mutigen Ausspruch: „Jetzt sind wir aber eine Republik!“ entgegentrat. Auch ihre Begegnungen mit einem charakterlich zweifelhaften und antisemitischen Klassenlehrer auf der Lessingschule konnte sie anschaulich schildern. Dieser Lehrer quälte zwar nicht Elizabeth selbst, umso mehr aber eine aus Osteuropa zugewanderte jüdische Mitschülerin. Elizabeth hat sie tapfer verteidigt und sich gegen solche Übergriffe zur Wehr gesetzt. Verhindern konnte sie dennoch nicht, dass ihre Klassenkameradin schließlich auf eine andere Schule wechselte. Elizabeth fühlte sich indes durch die bedeutende und angesehene Stellung ihres Vaters geschützt. Ihre Familie war in das Karlsruher Leben integriert, nicht besonders religiös, aber geprägt durch jüdische Kulturelemente. Man gehörte zur mehr weltlich orientierten freireligiösen Gemeinde; Elizabeth war vom Religionsunterricht in der Schule befreit. Gleichzeitig besuchte sie auf ausdrücklichen Wunsch ihres Vaters eine private jüdische Tanzschule, und zum Freundeskreis ihrer Eltern gehörten vorwiegend Menschen jüdischer Herkunft – frei denkende Intellektuelle und Künstler.

Die Wahl des Jura-Studiums zeigte den Einfluss des Vaters auf seine Tochter; er dokumentierte aber auch Elizabeths festen Entschluss, unabhängig zu werden und vor allem – anders als ihre Mutter – eine eigene Karriere als berufstätige Frau anzustreben.

Von ihren Eltern erlernte Elizabeth demokratisches Bewusstsein, Zivilcourage. Der Vater war Vorbild und zärtlich geliebter Ratgeber. Das Trauma seiner Verhaftung, der entsetzliche Hass-Zug johrender Nazis mit dem der Freiheit beraubten Ludwig Marum und weiterer badischer Sozialdemokraten durch die Stadt Karlsruhe im Mai 1933, seine Inhaftierung im KZ Kislau und seine als Selbstmord getarnte Ermordung wenige Monate später – das sind seelische Einschnitte und Schmerzen, die man von außen nur mit Entsetzen wahrnehmen, nicht aber wirklich nachvollziehen kann. Diese Ereignisse haben das ganze weitere Leben von Elizabeth Marum-Lunau verändert und überschattet. Gleichzeitig blieben die Wertmaßstäbe Ludwig Marums für seine Tochter leit- und maßgebend: Bis ans Ende ihres Lebens teilte sie die Auffassungen des Vaters über jüdische Identität sowie dessen politische Orientierungen. Immer wieder, gerade auch in schwierigen Zeiten der Emigration, bildeten sie das geistige Fundament, waren Anker und Orientierung für Elizabeth.

EMIGRATION

Als Älteste der drei Kinder übernahm Elizabeth umgehend Verantwortung für die ganze Familie – einschließlich der an Depressionen erkrankten Mutter. Das ausbleibende Gehalt des Vaters nach dessen Inhaftierung löste unmittelbare Geldnot aus; Elizabeth musste inmitten einer schlagartig feindlich gesinnten Umwelt verzweifelt nach einer kleineren und bezahlbaren Wohnung für ihre Mutter und Geschwister suchen. Erst in einem relativ anonymen Neubaugebiet in Karlsruhe, wo der Name Marum nicht auf antisemitische oder ängstliche Reaktionen stieß, wurde sie schließlich fündig. Schon bald indes warteten weitere schwierige Entscheidungen auf die älteste Tochter. Ein Teil der Familie emigrierte nicht lange nach dem Tod des Vaters nach Frankreich; Elizabeth aber kehrte zunächst nach Berlin zurück, um dort noch rasch eine Ausbildung zur Masseurin und Heilgymnastikerin zu machen. Dies galt als ein typischer Emigrationsberuf, der sie (und auch ihren Mann Heinz Lunau) im Emigrationsland Frankreich in den nächsten Jahren tatsächlich in schwierigen Zeiten über Wasser hielt. Auch auf der strapaziösen und wochenlang dauernden Überfahrt auf dem überfüllten Schiff „Navemar“ von Sevilla nach New York, auf das sich Elizabeth und ihre Mutter schließlich, nach

schweren Jahren im Sommer 1941 retten konnten, massierte Elizabeth Passagiere und arbeitete mit dem Schiffsarzt zusammen.

Das Schicksal der Familie Marum in der Emigration in Frankreich ist durch den veröffentlichten Briefwechsel ihrer Familie außerordentlich gut belegt. Elizabeth hat diesen Schatz an Dokumenten aufbewahrt, zusammen gesucht und sich jahrelang für die Veröffentlichung eingesetzt. Sie sorgte auch dafür, dass die Briefe ihres Vaters aus dem Konzentrationslager Kislau einer größeren Öffentlichkeit bekannt wurden. Dadurch half sie mit, die Umstände seines Todes in Erinnerung zu halten und auf den Prozess gegen die Mörder Ludwig Marums nach dem Krieg in Karlsruhe hinzuweisen. Leider ist dies nicht überall zur Kenntnis genommen worden.⁹¹

Elizabeth hat die Erinnerung an diese schwierigen Zeiten aus der Sicht der Betroffenen und Verfolgten für uns bewahrt. Vieles erscheint



Sibylle Quack

uns heute von so unsagbarer Tragik, dass wir uns nicht vorstellen können, solche Herausforderungen zu bestehen. Elizabeths jüngste Schwester Brigitte, hochschwanger, war in Frankreich zurück geblieben. Wie der Vater, wurde auch Brigitte von den Nationalsozialisten ermordet. Hilfsorganisationen retteten ihr Kind; von anderen Emigranten adoptiert, gelangte der Junge später über die Schweiz nach Israel.

Jedes individuelle Schicksal der Emigration ist einmalig; aber es gibt auch ein kollektives Schicksal dieser Flüchtlinge. Elizabeth Marum-Lunau teilte mit anderen Emigranten und Emigrantinnen den schmerzlichen Verlust naher Familienangehöriger. Sie erlitt

⁹¹ So enthalten noch die Thomas Mann/Tagebücher 1933-1934, hg von Peter de Mendelssohn 1977, TB Ausgabe Oktober 2003, S. 378/711, keinen Hinweis darauf, dass sich Ludwig Marum nicht das Leben genommen hat, sondern umgebracht wurde, wie Thomas Mann zunächst aufgrund der Verschleierungstaktik der Nationalsozialisten angenommen hatte.

auch das für die Emigration besonders typische Frauenschicksal und machte die Erfahrung derjenigen, die in Deutschland als Juristen ausgebildet worden waren: In den USA herrschte ein vollkommen anders geartetes Rechtssystem. Durch die Notwendigkeit, fürs Überleben der Familie zu sorgen, musste Elizabeth kräftezehrende Emigrationsberufe annehmen, die die Chance zu einem erneutem Studium in den USA raubten und sie zwangen, einen gänzlich anderen Berufsweg – diesmal im Hotelfach – einzuschlagen.

VERHÄLTNIS ZU DEUTSCHLAND UND DEUTSCHEN NACH DEM KRIEG

Die Tatsache, dass Elizabeth eine Tochter hatte, die in den USA geboren war und in die amerikanische Gesellschaft hineinwuchs, spielte bei ihren Überlegungen nach dem Kriege, ob sie nach Deutschland zurückkehren sollte, eine wichtige Rolle. Wie die allermeisten jüdischen Flüchtlinge entschloss auch sie sich, nicht in ihre frühere Heimat zurück zu kehren. Zu viel war passiert; und sie hatte sich inzwischen in Amerika eingelebt und zurechtgefunden. Aber das bedeutete in ihrem Fall keineswegs, dass sie sich für immer von Deutschland und gerade auch von Karlsruhe abgewandt hätte. Im Gegenteil. Elizabeth kam zunächst im Jahre 1952, in späteren Lebensjahren dann regelmäßig nach Karlsruhe und arbeitete unermüdlich daran, die Erinnerung an ihren Vater wach zu halten. Diese Arbeit half ihr, ihren Schmerz über das Unrecht, das ihr und ihrer Familie angetan worden war, und das nicht wieder gut zu machen war, zu lindern.

Sie scheute nicht die Begegnung mit ehemaligen Klassenkameradinnen, pflegte Freundschaften und suchte vor allem das Gespräch mit jüngeren Menschen, denen sie sich durch die gemeinsame Herkunft verbunden fühlte. Sie wollte das Bewusstsein junger Menschen in Deutschland schärfen und ihnen etwas über ihre Erfahrungen vermitteln. Sie sah es als große Aufgabe an, die junge Generation im Geiste ihres Vaters zur Zivilcourage und zum demokratischen Bewusstsein zu erziehen. Es war ihr eine große Freude, dass Karlsruhe ihren Vater ehrte, und dass eine Schule nach Ludwig Marum benannt wurde. Elizabeth hielt Vorträge, besuchte Schulklassen und hielt einmal auch eine Mahnwache auf dem Karlsruher Friedhof ab, als dort Schändungen von Neonazis stattgefunden hatten. Auch diesen Schmerz hat sie – wie es typisch für ihr Leben war – durch Mut, Engagement und sinnvolle Arbeit bekämpft.

Meine Gedanken an Elizabeth Marum-Lunau kehren zur Gegenwart zurück. Noch einmal blicke ich auf den East River, der auch Elizabeth viele Jahre lang begleitet hat. Wie oft mag sie an seinen Ufern spazieren gegangen sein. Diese große Stadt New York ist ihre Heimat geworden. Aber im Herzen ist sie immer die Tochter Ludwig Marums aus Karlsruhe geblieben.

DR. MANFRED KOCH

DIE ERINNERUNGSARBEIT ELISABETH MARUM-LUNAU'S IN KARLSRUHE

Elisabeth Marum-Lunau kam das erste Mal nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges im Jahr 1952 mit ihrer damals achtjährigen Tochter Dominique in ihre Heimatstadt zurück. Sie kam in eine Stadt, in der nach einer ersten kurzen Phase zwischen 1945 und 1950 die Erinnerung an die Verbrechen der Jahre 1933-1945 wieder zurückgedrängt wurde. Jährliche Gedenkfeiern an die Opfer des Nationalsozialismus hatten bis 1950 stattgefunden, an ihre Stelle trat ab 1952 der Volkstrauertag. An diesem Tag sollte aller Opfer des Nationalsozialismus gemeinsam gedacht werden. Neben den Opfern des Völkermords und der politischen Verfolgung also auch der im Krieg gefallenen Soldaten und der Toten des Luftkrieges. Das war ein mehr als problematisches Unterfangen. Die Presseberichte über den ersten Volkstrauertag lassen denn auch den Schluss zu, dass nur der Gefallenen und der Luftkriegstoten gedacht wurde.

Sie kam in eine Stadt, in der nach der gescheiterten Entnazifizierung die Reintegration ehemaliger Nationalsozialisten auf allen Ebenen von Wirtschaft und Gesellschaft weit vorangekommen war. In eine Stadt, in der die geistige Bereitschaft zur Auseinandersetzung mit der jüngsten Vergangenheit bereits erlahmt war. Breit war die Berichterstattung über die Kriegsverbrechen und die dazu geführten Prozesse gewesen, aber schon 1948 hieß es in den Badischen Neuesten Nachrichten:

„Allzu viele gibt es, die aus einem nicht ganz reinen Gewissen heraus nicht erinnert sein möchten. Man will nichts mehr wissen von damals.“

Die drängenden Aufgaben des wirtschaftlichen und politischen Wiederaufbaus erlangten Priorität vor der Beschäftigung mit der Vergangenheit.

Elisabeths Haltung dazu wird in präziser Knappheit von ihrem Anwalt 1952 so charakterisiert: „ Sie preist den Anstand und die Treue ihrer deutschen Freunde und weiß Spreu vom Weizen zu scheiden.“ Was sich auch in der Wahl ihrer Gastgeberfamilie in den etwa vier Monaten in Karlsruhe zeigte. Sie wohnte bei dem Ehepaar Kurt Martin, dem Leiter der Karlsruher Kunsthalle seit 1934. Martin konnte die Kunsthalle in der NS-Zeit

weitgehend geschlossen halten und war an dem Kunstraub der Nazis von den jüdischen Bürgern nur geringfügig beteiligt. Elisabeths Aufenthalt in Karlsruhe 1952 galt vor allem der Regelung der Wiedergutmachung und der Rentenzahlungen für ihre in Ostberlin lebende Mutter. An Erinnerungsarbeit dachte sie damals noch nicht.

Elisabeth kam aber auch in eine noch weithin zerstörte und im Wiederaufbau befindliche Stadt. Diese hatte schon 1946 eine Straße nach ihrem Vater benannt. Vor allem aber waren hier in einem seltenen Akt der ganz frühen justiziellen Aufarbeitung von NS-Verbrechen die Mörder ihres Vaters zur Rechenschaft gezogen worden. Darüber war sie informiert, denn sie hatte schon damals Kontakte zu alten Freunden aufgenommen, und das hat ihr die Reise nach und den Aufenthalt in Karlsruhe sicher erleichtert.



Dr. Manfred Koch

Bis zum Ende der 1950er Jahre wurde die entschiedene Verurteilung des Nationalsozialismus gleichsam zur offiziellen Staatsdoktrin der Bundesrepublik erhoben. Der junge Staat verpflichtete sich auch auf Drängen der Alliierten und aus außenpolitischer Raison zur Zahlung großer Summen für den Ausgleich des durch die Verbrechen entstandenen materiellen

Schadens. Bei all dem ging es aber nicht um eine intensive Beschäftigung mit der Vergangenheit, sondern darum, sich mit Pathos öffentlich gegen die vergangene Gewalt Herrschaft auszusprechen und sich dafür einzusetzen, dass sich derartiges nie wieder-

hole. Mit konkreten Orten der Verbrechen, den Verbrechern und Menschen als deren Opfer brauchte man sich dabei nicht zu befassen.

Ich denke wir können davon ausgehen, dass Elisabeth in New York die Veränderungen ab dem Ende der 1950er Jahre sehr wohl aufmerksam registriert hat. Hakenkreuzschmierereien in der Kölner Synagoge und anderswo 1958, der Ulmer Einsatzgruppenprozess gegen Judenmörder, der Jerusalemer Prozess gegen den Organisator der Judenvernichtung Eichmann und der Frankfurter Auschwitz-Prozess 1963-1965 machten die Massenverbrechen zum hochaktuellen öffentlichen Thema in den Massenmedien. Die Verurteilung von NS-Straftätern rückte erneut ins Rampenlicht. Einige Gedenkorte wie das KZ Dachau wurden nun mit Bundesmitteln gefördert bzw. neu geschaffen. Für den Schulunterricht gab es neue Richtlinien zur ausführlicheren Behandlung des Nationalsozialismus.

In diese Zeit fiel auch die Initiative der Stadt Karlsruhe zur Herrichtung und Pflege des Lagerfriedhofs in Gurs in Zusammenarbeit mit dem Oberrat der Israeliten Badens, die 1963 abgeschlossen werden konnte. Elisabeth hat dieses Unternehmen sicher begrüßt, war sie doch selbst als Internierte Insassin im Lager Gurs im Juni/Juli 1940 noch bevor die über 6.500 badischen und saarpfälzischen Juden im Oktober 1940 hierher verschleppt wurden. Der Lagerfriedhof Gurs war eine ganz frühe Einrichtung eines Gedenkorts für die NS-Verbrechen. In Karlsruhe selbst wurde 1963 das Mahnmal am Platz der ehemaligen Synagoge in der Kronenstraße eingeweiht. Eine intensivere Erinnerungsarbeit vor Ort kam jedoch nicht zustande. Die Erarbeitung einer historischen Lokalstudie zum Schicksal der Karlsruher Juden blieb in den Anfängen stecken.

Elisabeth hat zu dieser Zeit die Fragen ihrer eigenen „Wiedergutmachung“ bzw. Rentenzahlungen als Regierungsrätin geregelt. Dazu reiste sie nicht erneut nach Karlsruhe. Sie hat diese Angelegenheit von ihrem Anwalt regeln lassen. Erst 1975 besuchte sie zum zweiten Mal nach 1945 Karlsruhe, von wo aus sie auch nach Ost-Berlin reiste, um ihre dort lebenden Verwandten zu besuchen. 1979 kam sie anlässlich des 50jährigen Abiturjubiläums an der Lessingschule erneut nach Karlsruhe und von da an kam sie regelmäßig jedes Jahr in ihre Heimatstadt. Ziel und Zweck ihrer Reisen war es, mehr über die politische Arbeit ihres Vaters zu erfahren, denn es gab so gut wie keinen schriftlichen Nachlass. Sie wollte, wie sie erklärte, ein Bild von ihrem Vater jenseits der persönlichen Erinnerungen gewinnen und seine Geschichte in erster Linie für ihre Toch-

ter aufschreiben. Einige der Briefe, die Ludwig Marum aus dem KZ Kislau an seine Frau geschrieben hatte, hatte sie deshalb bereits ins Englische übersetzt.

Bei dieser ganz privaten Suche nach den Spuren ihres Vaters, wir alle wissen es, ist es nicht geblieben, konnte es gar nicht bleiben. Elisabeth begann ihre Erinnerungsarbeit zu einem Zeitpunkt, als in Deutschland eine neuerliche Wende in der Wahrnehmung der NS-Zeit zu beobachten war. Die Fernsehsendung über die Shoah von 1979 erzielte eine sensationelle Sehbeteiligung von im Schnitt 30%. Sie brachte eine breite öffentliche Diskussion in Gang. Dabei wurde die theoretische Beschäftigung mit der NS-Zeit der vorangegangenen Jahre, bei der Täter und Tatorte, Helfershelfer und Nutznießer vor allem aber die Opfer anonymisiert wurden kritisiert. Dieser Kritik folgte eine Hinwendung zum Empirischen. Dazu kam eine neue Perspektive: Mit der Alltagsgeschichte fand eine Rekonkretisierung der Geschichte statt, die sich der Geschehnisse vor Ort annahm. Opfer und Täter bekamen nun wieder Namen, Gesichter und Geschichten.

Ihr persönliches Interesse an ihrem Vater wandelte sich somit schnell zu einem öffentlichen. Und dieses hat sie offensiv gefördert. Zunächst aber stellte sich Elisabeth den Mühen der Archivarbeit, des Sichtens und Sammelns von Dokumenten und Bildern. Unterstützt wurde sie dabei vom Leiter des Generallandesarchivs Günther Haselier, der sich von dem Thema so beeindruckt zeigte, dass er selbst eine wissenschaftliche Biografie Ludwig Marums schreiben wollte. Ein Plan, den dann nicht er, sondern erst 2003 Monika Pohl mit einer Teilbiographie realisieren konnte. Über die Lektüre der Sekundärliteratur stieß Elisabeth dann auch auf den Leiter des Stadtarchivs Mannheim und Fachmann für die Geschichte der badischen Arbeiterbewegung, Jörg Schadt, und nahm Kontakt mit ihm auf. Als der von den Briefen Marums aus dem KZ erfuhr, war er elektrisiert. Erstmals ging es nicht um Zeugnisse und Ansichten der Verfolger, sondern um die Stimme eines Gegners und eines Verfolgten, wie er sich erinnerte. Gemeinsam beschlossen sie, Elisabeths Idee umzusetzen, die Briefe in einer Publikation der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Aber noch bevor die Publikation 1984 erschien, fand im Stadtmuseum 1982 eine Ausstellung über Ludwig Marum statt, die ein starkes Echo fand. Auch hier war Elisabeths Kontaktfreude und Gesprächsbereitschaft hilfreich. Günther Haselier hatte sie mit Frithjof Kessel, damals stellvertretender Vorsitzender der SPD-Gemeinderatsfraktion zusammengebracht. Daraus erwuchs eine intensive und für die Erinnerungsarbeit in Karlsruhe

fruchtbare Freundschaft, die sich mehr und mehr zu einem größeren Freundeskreis erweiterte, der die Erinnerungsarbeit zu seiner Aufgabe machte. Das erste sichtbare und nachwirkende Ergebnis von Elisabeths Nachforschungen wurde 1982 sichtbar. In diesem Jahr kam im Herbst die Wanderausstellung des Landes „Baden-Württemberg – Bundesland mit parlamentarischen Traditionen“ nach Karlsruhe. Elisabeths Nachforschungen, die sie auch ins Stadtarchiv geführt hatten, und der von ihr ins Bewusstsein gerufene 100. Geburtstag ihres Vaters, gaben dem Leiter des Stadtarchivs, Heinz Schmitt, den Anstoß, diese Ausstellung in Karlsruhe durch eine eigene Dokumentation über Ludwig Marum sinnvoll zu erweitern. Vorwiegend durch die von Elisabeth zur Verfügung gestellten Briefe, Fotos, Dokumente und ihr Wissen, so ein Pressebericht, ist es einprägsam gelungen, das eng mit dem Untergang des Deutschen Reiches verflochtene dramatische Schicksal des bedeutenden badischen Politikers Ludwig Marum darzustellen. Höhepunkt dieser Ausstellung war dann die Schlussveranstaltung am 20. Oktober in Anwesenheit von Elisabeth. Sie war konzipiert als Gedenkstunde zum 100. Geburtstag Marums am 5. November. Joachim W. Storck, dessen Eltern mit den Marums eng befreundet waren, schilderte – mit persönlichen Erinnerungen versehen – den Menschen Marum und die Ereignisse 1933/34. Der Bericht im Amtsblatt der Stadt – heute Stadtzeitung – hält dann fest:

„Die Betroffenheit bei den zahlreichen Zuhörern erreichte ihren Höhepunkt, als Staatsschauspieler Martin Rickelt aus den ergreifenden Briefen Marums vorlas, die dieser aus dem KZ an seine Familie schrieb, und an den erschütterndsten Stellen nur noch mit tränenerstickter Stimme weiterzulesen vermochte.“

Zwei Jahre später – 1984, es galt des 50. Todestages von Ludwig Marum zu gedenken – erschien die Publikation der Briefe aus dem KZ Kislau gemeinsam von den Stadtarchiven Mannheim und Karlsruhe herausgegeben. Elisabeth hatte daran maßgeblichen Anteil, indem sie in wochenlanger Arbeit in Mannheim an der wissenschaftlichen Kommentierung mitgewirkt hat. Die Briefe wurden in der Lokalpresse z.B. als „Dokumente der Liebe, des Leids und des politischen Widerstands“ bezeichnet. Sie fanden auch international Beachtung. So schrieb die New Yorker Staats-Zeitung:

„Die Veröffentlichung der Briefe ist nicht nur politisch sondern auch menschlich eine eindrucksvolle Dokumentation eines Kapitels deutscher Geschichte. Sie vermittelt darüber hinaus die Kenntnis eines ungewöhnlichen Mannes von erstaunlicher Größe.“

Der rasch vergriffenen Erstauflage folgte 1988 eine zweite. Begleitet von zahlreichen Zeitungsartikeln wurde am Todestag Marums am 29. März außerdem die Urne mit seiner Asche in einem Ehrengrab auf dem Karlsruher Hauptfriedhof beigesetzt. Sie stand zuvor jahrzehntelang in Elisabeths Wohnzimmer. In Kislau wurde veranlasst von der SPD ein Mahnzeichen enthüllt. Grabstein und Stele hat der Karlsruher Künstler Gerhard Karl Huber gestaltet.

Das Jahr 1984 markiert sicher jenen Punkt, an dem Elisabeth ihr Ziel erreicht hatte. Ihr Vater war im kollektiven Gedächtnis Karlsruhes verankert. Dabei hatte sie im Grunde dort angesetzt, wo man in der Stadt mit dem Gedenken nach der Straßenbenennung von 1946 gleich wieder aufgehört hatte. Spätestens jetzt war aber auch klar, dass Elisabeth ihre Lebensaufgabe gefunden hatte. Der Künstler Gerhard Karl Huber hat sie auf ihrem Grabstein neben dem ihres Vaters und ihrer Mutter auf dem Karlsruher Hauptfriedhof in dem Dreiklang „Erinnern - Versöhnen - Mahnen“ auf den Punkt gebracht.



Ihre Erinnerungsarbeit setzte sie fort mit dem Sammeln, Sortieren und Kommentieren des Briefwechsels ihrer Familie im französischen Exil 1939 bis 1942. Das Buch erschien unterstützt durch einen Druckkostenzuschuss der Stadt Karlsruhe zunächst in einer französischen Ausgabe 1997 und 2000 dann auch in deutscher Sprache. Damit vertiefte Elisabeth auch in Karlsruhe die Kenntnisse über das schwierige Leben der aus Deutschland vertriebenen Bürger jüdischen Glaubens im Exil. In einer Rezension hieß es:

„...es ist aufgrund der in der Korrespondenz konservierten atmosphärischen Dichte ergreifend mitzuerleben, wie die Exilanten täglich gegen die jeweilige willkürliche Stigmatisierung durch ihre Umwelt anzukämpfen hatten.“

Beide Bücher und Elisabeths jährliche Präsenz in Karlsruhe trugen für die Erinnerungskultur reiche Früchte. Man könnte jetzt in einer langen Liste aufzählen, was sie selbst dazu beigetragen hat, und was durch ihre Arbeiten oder ihre Anregung oder ihr Vorbild über ihren Tod hinaus bis heute bewirkt wurde. Man müsste auf ihre im Geiste der Versöhnung geführten vielen Zeitzeugengespräche in den Schulen verweisen. Darüber wird am Beispiel des Ludwig-Marum-Gymnasiums gleich eingehend berichtet. Man müsste Lesungen aus ihren beiden Büchern aufführen, den seit 1988 von der SPD verliehenen Ludwig Marum Preis, die unter Leitung von Clemens Rehm von Studenten erarbeitete Wanderausstellung über Ludwig Marum, die es bis in den Bundestag schaffte, das von Uli Wiedmann erarbeitete Theaterstück, das den Prozess gegen die Mörder Marums nachzeichnet und natürlich das aus dem Freundeskreis Elisabeth Marum hervorgegangene Forum Ludwig Marum.

Bei solcher Aufzählung würde aber ein wesentlicher Aspekt ihrer Wirkung unter den Tisch fallen. Ich meine die nachhaltige Wirkung, die von Elisabeths Arbeit auf die Stadtgeschichtsschreibung ausging. Viele Jahrzehnte hatte es in Karlsruhe keine kontinuierliche Stadtgeschichtsforschung gegeben. Zufällige Spezialinteressen einzelner Autoren oder Jubiläen von Institutionen bzw. das Stadtjubiläum von 1965 bestimmten den Erkenntnisfortschritt. Unter anderem mit dem Marum-Gedenken von 1982 und der Publikation der Marum-Briefe 1984 entstand ein verstärktes Interesse an der Aufarbeitung des „Dritten Reiches“. Das schlug sich nieder in der Ankündigung des Karlsruher Archivleiters Heinz Schmitt, eine Darstellung Karlsruhes in der NS-Zeit erarbeiten zu lassen. Es kam jedoch anders. In der Stadtverwaltung schwelte der Gedanke als Geste der Versöhnung und Verständigung die überlebenden Karlsruher Bürger und Bürgerinnen jüdischen Glaubens jeweils mit einer Begleitperson nach Karlsruhe einzuladen. 1986 stimmte der Gemeinderat dem Projekt einhellig zu. Dabei war, wie mir kürzlich bestätigt wurde, das Wirken von Elisabeth nicht ohne wegberaubenden Einfluss. Für das daraufhin personell aufgestockte Stadtarchiv bedeutete dieses Projekt, bis zum Einladungstermin, der 50. Wiederkehr der Reichspogromnacht 1988, eine Publikation zur Geschichte der Karlsruher Juden von 1715 bis 1933 zu erarbeiten und eine Ausstellung im Stadtmuseum vorzubereiten. Die NS-Zeit wurde von Josef Werner bearbeitet. Direkt

beteiligt an beiden Projekten war Elisabeth dann durch ihre Bereitschaft im Leo-Baeck-Institut in New York nach Unterlagen zur Geschichte der Karlsruher Juden zu suchen und Kopien nach Karlsruhe zu schicken und natürlich als von Josef Werner befragte Zeitzeugin. Eine Spätwirkung der Einladung von 1988 war dann die Einladung jeweils kleinerer Gruppen von Zwangsarbeitern ab 1997 nach Karlsruhe.



Elisabeth Marum-Lunau hat, so lässt sich resümieren, in der Erinnerungsarbeit in Karlsruhe und in Kooperation mit der Stadtverwaltung engagiert Nachhaltiges geleistet, ohne sich selbst in den Vordergrund zu spielen. In ihrer liebenswerten Zurückhaltung meinte sie am 10. Juli 1990 bei der Verleihung der Ehrenmedaille der Stadt Karlsruhe für ihre Verdienste um die Versöhnung zwischen Juden und Deutschen:

„Wenn ich für die Versöhnung arbeite, bin ich dem Vorbild, das mein Vater gelebt hat, am meisten treu.“

BENUTZTE QUELLEN UND LITERATUR

Quellen:

Stadtarchiv Karlsruhe: 8/StS Band 2/ 131, 879, 888, 922-924, 968, 1095, 1096, 1117;
8/ZGS/Persönlichkeiten (Zeitungsausschnitte).

Leo-Baeck-Institut, New York: Collection Elisabeth Lunau-Marum. Zu finden unter:
<http://www.archive.org/details/Elizabethlunau>

Literatur:

- Bräunche, Ernst Otto / Koch, Manfred / Schmitt, Heinz (Hg.): Juden in Karlsruhe. Beiträge zu ihrer Geschichte bis zur nationalsozialistischen Machtergreifung (Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs, Band 8), überarbeitete Sonderausgabe, Karlsruhe 1990.
- Forum Ludwig Marum (Hg.): Elizabeth Marum-Lunau 1910-1998. Juristin, Emigrantin, Botschafterin Versöhnung und Verständigung. Festschrift aus Anlass des 100. Geburtstags von Elizabeth Marum-Lunau 1910-2010, Karlsruhe 2011.
- Koch, Manfred: Trümmerstadt - Residenz des Rechts - Zentrum der Technologieregion. Wechselvoller Weg in die Gegenwart, in: Karlsruhe. Die Stadtgeschichte, Karlsruhe 1998.
- Koch, Manfred zusammen mit Harald Denecken, Frithjof Kessel und Günter Wimmer (Hg.): „... ihr dürft ihn nie vergessen!“ Der Ludwig-Marum-Preis 1988-1999, Karlsruhe 2000.
- Ludwig Marum. Briefe aus dem Konzentrationslager Kislau, ausgew. und bearb. von Elisabeth Marum-Lunau und Jörg Schadt, hrsg. von den Stadtarchiven Karlsruhe und Mannheim, 2. durchges. Aufl. Karlsruhe 1988.
- Ludwig Marum. Biographische Skizzen (von Friedhelm Becker, Frithjof Kessel, Manfred Koch, Elisabeth Marum-Lunau, Monika Pohl, Angelika Westermann), Stadt Karlsruhe, Stadtarchiv (Hg.), Karlsruhe 1996.
- Marum-Lunau, Elisabeth: Auf der Flucht in Frankreich. „Boches ici, Juifs là-bas. Der Briefwechsel einer deutschen Familie im Exil 1939-1942, Teetz 2000.
- Quack, Sibylle: Zuflucht Amerika. Zur Sozialgeschichte der Emigration deutsch-jüdischer Frauen in die USA 1933 - 1945, Bonn 1995, S. 109-113.
- Werner, Josef: Hakenkreuz und Judenstern. Das Schicksal der Karlsruher Juden im Dritten Reich (Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs, Band 9), 2. überarbeitete und erweiterte Auflage, Karlsruhe 1990.

ULRICH WIEDMANN

SCHULISCHE ERINNERUNGSARBEIT DAMALS

Meine Damen und Herren,

bevor ich zu meinem eigentlichen Thema komme, möchte ich Ihnen von zwei Erlebnissen berichten, die ich hatte und die mir ein bisschen das Dilemma der heutigen Schule näher gebracht haben. Das erste Erlebnis liegt noch gar nicht so lange zurück. Es war eine Sendung des SWR1, eines hier sehr beliebten Radioprogramms. Dort wurde ein Quiz für die Zuhörerinnen und Zuhörer veranstaltet. Der Gewinn waren Konzertkarten für irgendwelche Popkonzerte. Ein Hörer und eine Hörerin wurden aufgefordert, je zehn Fragen in einem bestimmten Zeitraum zu beantworten, zur Allgemeinbildung, wie es hieß, und wer am meisten Fragen beantworten würde, sollte die Konzertkarten gewinnen. Wenn jemand eine Frage nicht beantworten konnte, dann sollte er „weiter!“ sagen, dann würde die nächste Frage gestellt werden. Es waren zwei Personen, ich schätze mal um die 30 oder 40 Jahre alt, das typische Alter der SWR1-Hörer, vermute ich. Eine der Fragen, die der Frau gestellt wurden, lautete: „Wie heißt ein jüdisches Gotteshaus?“ Und sie antwortete prompt: „Weiter!“ Dann kam der Mann dran und sollte die entsprechende Frage beantworten: „Wie nennt man das Gotteshaus der Muslime?“ Und er sagte: „Weiter!“

Das andere Erlebnis liegt schon längere Zeit zurück. Ich hatte Ralph Giordano geschrieben und ihn zu einer Gedenkveranstaltung eingeladen, die wir jedes Jahr am Ludwig-Marum-Gymnasium in Pfinztal veranstalten; ich werde später noch einmal darauf zurückkommen. Er hat



Ulrich Wiedmann

abgesagt. Nun ja, es gibt auch wichtigere Orte als Pfinztal. Jedenfalls hatte ich ihm wohl ziemlich ausführlich berichtet über die Situation an unserer Schule und Herr Giordano schrieb in seinem Absagebrief Folgendes:

„Es bewegt mich, wenn ein nachgeborener Lehrer in einem Brief an mich den Schreckensnamen Sobibor so anspricht, dass er zu seinen selbstverständlichen historischen Kenntnissen zählt.“

Sie verstehen, was ich meine; einerseits ein völliges Versagen der Institution Schule, andererseits das Lob, noch dazu von so kompetenter Seite, für etwas, was so was von selbstverständlich ist. Dass man sich wundern kann, dass ein Lehrer den Namen Sobibor kennt, das ist schon seinerseits wieder sehr verwunderlich.

WIE DAS GYMNASIUM PFINTAL DAS LUDWIG-MARUM-GYMNASIUM WURDE

Aber ich will ja an dieser Stelle berichten über die Erinnerungsarbeit an meiner Schule, dem Ludwig-Marum-Gymnasium. Und ich muss sehr weit zurückgehen in der Geschichte dieser Schule, die damals noch schlicht Gymnasium Berghausen und später, nach Gründung der neuen Gemeinde, Gymnasium Pfinztal hieß. Ein sehr prosaischer Name, wie man zugeben muss. Das war wohl der Grund, warum sich schon sehr früh der Wunsch herausbildete, der Schule einen „richtigen“ Namen zu geben. Ich kann mich noch an eine Sitzung mit Gemeindevertretern erinnern, es muss Ende der 1970er Jahren gewesen sein, in der ziemlich erbittert über einen Namen gestritten wurde. Von uns (uns: das will heißen einem Kollegen und mir) waren zwei Personen ins Gespräch gebracht worden: Janos Korczak, der jüdische Arzt, Pädagoge und Leiter des Warschauer Waisenhauses, der mit den Waisenkindern, die er nicht verlassen wollte, 1942 im KZ Treblinka umgebracht wurde, und Carl von Ossietzky, der Friedens-Nobelpreisträger, der 1936 an den Folgen seiner KZ-Haft starb. Beide Namen hatten keinerlei Chancen, akzeptiert zu werden. Einer der intelligenteren Einwände lautete, niemand könne diese Namen schreiben. Die Gemeinde legte sich informell auf einen süddeutschen Naturwissenschaftler fest, von der Schule wurde noch Leibniz nachgereicht.

Damit war die Diskussion über eine Namensgebung vorläufig abgeschlossen.

Das nächste größere Ereignis, über das ich berichten will, war eine Ausstellung zum 40. Jahrestag der Pogromnacht vom 9. November 1938, die 1978 von Schülern und Lehrern veranstaltet wurde. Es war eine sehr große Ausstellung, die das ganze Erdgeschoss der Schule einnahm. Dass sie überhaupt zustande kam, wundert mich heute noch, unter anderem deswegen, weil unser Etat null war. Da muss also sehr viel Enthusiasmus im Spiel gewesen sein. Bei dieser Veranstaltung gab es auch eine Unterschriftenaktion, die forderte, dass in Grötzingen und Jöhlingen Gedenktafeln für die verschleppten und ermordeten jüdischen Mitbürger aufgestellt werden sollten. Soviel ich weiß, gibt es in Jöhlingen bis heute keine solche Tafel.

Was ich sagen will: Als dann Anfang der 1980er Jahre der Vorschlag der Schüler kam – und ich glaube, man muss immer wieder hervorheben, dass die Idee zur Namensgebung von einer Politik-AG ausging –, das Gymnasium nach Ludwig Marum zu benennen, gab es an der Schule schon eine gewisse Tradition, sich des Widerstands gegen die Nationalsozialisten und der „jüdischen Frage“ anzunehmen. – Auch hier übrigens, bei dem Namen Ludwig Marum, war der Widerstand der Mehrheitsfraktion des damaligen Gemeinderats groß. – Und als die Mehrheit des Kollegiums beschloss, dem Gymnasium den Namen Marums zu geben, war allen klar – ich glaube gar, dass ich es war, der diesen Punkt vor der eigentlichen Abstimmung angesprochen hat –, dass diese Namensgebung dem Kollegium bestimmte Verpflichtungen auferlegte, dass es einen Unterschied machte, ob man am Ludwig-Marum-Gymnasium unterrichtete oder, sagen wir, am Zeppelin-Gymnasium, kurz, dass man möglicherweise sein Leben wegen des Namens ändern müsse.

Aus der damals stillschweigend eingegangenen Verpflichtung resultieren bis heute am LMG verschiedene Einrichtungen und Veranstaltungen, von denen ich hier nur die wichtigsten nennen will.

DER LUDWIG-MARUM-TAG

Alle fünf Jahre, zum Beispiel, findet am LMG ein Ludwig-Marum-Tag statt, ein Projekttag, an dem sich alle Klassen mit einem Thema beschäftigen, das sie sich selbst ausgewählt haben und das sich mit dem Judentum beschäftigt, dem Namensgeber selbst, mit dem Schicksal von Minderheiten, mit akuten sozialen Problemen. Konkrete Beispiele

le sind Besuche in KZ-Gedenkstätten – zum Beispiel Natzweiler-Struthof im Elsass oder auch in Kislau –, eine Radtour auf den Spuren Ludwig Marums durch Karlsruhe, eine alternative Stadtrundfahrt, die sich mit der jüdischen Geschichte Karlsruhes beschäftigt. Ich zitiere aus dem Bericht der BNN zum Ludwig-Marum-Tag 2004:

„Es geht dabei auch um den Transfer von der Vergangenheit in die Gegenwart.“

DIE LUDWIG-MARUM-STIFTUNG



Seit 1997 gibt es an unserer Schule die Ludwig-Marum-Stiftung des Gymnasiums und der Gemeinde Pfinztal. Zweck dieser Stiftung ist – ich zitiere aus der Satzung:

1. Die Unterstützung wissenschaftlicher und vorwissenschaftlicher Arbeiten zum Themenkreis Ludwig Marum, Judentum, Unterdrückung, Gewalt in der Gesellschaft und demokratische Verhaltensweisen,
2. Die Förderung sozialen Engagements zugunsten von Minderheiten und sozial Schwachen
3. Aktionen zum Ausbau demokratischer Verhaltensweisen.

Nutznießer des Preises sind in erster Linie Schülerinnen und Schüler, aber auch Erwachsene, die sich im Sinne der Stiftungsbestimmungen verdient gemacht haben. Die Stiftung verfügt zur Zeit über ein Vermögen von ca. 20.000 Euro, so dass jährlich etwa 400 Euro als Preisgeld zur Verfügung stehen.

Seit 1998 wird der Preis jedes Jahr vergeben. Seit dem Jahr 2000 findet die Vergabe des Preises zusammen mit einer Gedenkveranstaltung zur Befreiung des Vernichtungslagers Auschwitz am 27. Januar 1945 durch die Soldaten der Roten Armee statt. Der Gedenktag war vom damaligen Bundespräsidenten Roman Herzog angeregt worden. Wir haben immer versucht, prominente Redner für die Veranstaltung zu gewinnen, ich nenne hier stellvertretend den kürzlich verstorbenen Pfarrer Wolfgang Weber, Erhardt Eppler, Professor Peter Steinbach, Charlotte Knobloch und Erwin Teufel, den früheren Ministerpräsidenten. Dieses Jahr sprach Anita Awosusi vom Dokumentationszentrum Deutscher Sinti und Roma in Heidelberg. Ralph Giordano wäre uns, siehe oben, hochwillkommen gewesen.

Nur als Beispiel will ich die Verleihung des Preises an vier Schülerinnen und Schüler im Jahr 2006 nennen. Sie hatten Beiträge verfasst für das Gedenkbuch der Stadt Karlsruhe. Drei Schüler hatten sich mit dem Schicksal von Brigitte Marum befasst, der Schwester von Elizabeth Marum-Lunau. Brigitte war die Flucht aus Frankreich nicht gelungen. Sie wurde in Sobibor ermordet. Eine Schülerin forschte über Julius Hirsch, einen berühmten Karlsruher Fußballspieler des KFV (Karlsruher Fußball Verein) und mehrmaligen Nationalspieler, der 1943 umgebracht wurde, wahrscheinlich in Auschwitz-Birkenau. Nach Julius Hirsch wurde auch die Sporthalle des LMG benannt. Beide Biographien fanden Eingang in das Gedenkbuch der Stadt Karlsruhe.

Die Preisverleihung bzw. die Veranstaltung zum 27. Januar ist zweifellos ein – wie man Neudeutsch sagt – Alleinstellungsmerkmal für die Schule und die Gemeinde. Man darf hoffen, dass sich die Gemeinde dessen auch bewusst ist.

Am 16. Mai 1933 wurde Ludwig Marum, zusammen mit sechs anderen Sozialdemokraten, auf einem Mannschaftswagen in einer schändlichen Schaufahrt vom Gefängnis in der Riefstahlstraße, wo er in „Schutzhaft“ saß, durch die Straßen Karlsruhes ins KZ Kislau gefahren, wo er im März 1934 ermordet wurde.⁹² Eine aufgehetzte Menschenmenge begleitete die Fahrt mit Schmähungen und Spottgesängen. Genau 70 Jahre später stellten Schülerinnen und Schüler des Ludwig-Marum-Gymnasiums mit ihrem Lehrer diese Schaufahrt nach. Wieder stand ein großer Mannschaftswagen im Mittelpunkt, der eine verblüffende Ähnlichkeit mit dem Originalfahrzeug hatte. Auf dem Wagen symbolisierten sieben Schüler mit weißen Gesichtsmasken die damaligen Häftlinge. In den Händen hielten sie große Tafeln, auf denen stand: Die Würde des Menschen ist unantastbar! Hinter dem Wagen gingen Schülerinnen und Schüler der Oberstufe des LMG, einige verteilten Flugblätter, um die Passanten über das Geschehen aufzuklären. Der Zug folgte, soweit es die moderne Verkehrssituation und die Ordnungspolizei erlaubten, genau der Route der „Schaufahrt“ von 1933, inklusive des „Umwegs“ durch die Ritterstraße, den die Nazis gewählt hatten, um Marum noch einmal seinen früheren Arbeitsplatz, das badische Parlamentsgebäude, Symbol der demokratischen Entwicklung Deutschlands, höhnisch vor Augen zu führen. Auch die Zeit, von 11 bis ca. 12 Uhr wurde genau eingehalten. Ich selbst ging mit mehreren Kolleginnen und Kollegen hin-

⁹² Zu Ludwig Marums Haft in Kislau und zu seiner Ermordung vgl. Ulrich Wiedmann, Der Kislau-Prozess. Ludwig Marum und seine Henker. Ein szenischer Bericht, Neckarsteinach 2007.

ter dem Mannschaftswagen her und wurde Zeuge davon, wie betroffen viele der Passanten reagierten, ein sehr bewegender Eindruck.

Im Januar 2006 fand eine Ausstellung im Info-Center des Hauptfriedhofs statt, die Ludwig Marum gewidmet war. Die Ausstellung wurde organisiert und gestaltet von vier Schülerinnen bzw. Schülern und zwei Lehrern des LMG. Es war eine kleine, aber sehr feine Ausstellung mit zahlreichen persönlichen Erinnerungstücken an Ludwig Marum, etwa sein Füllfederhalter und ein Originalbrief aus dem Konzentrationslager Kislau. Ausgestellt war auch Marums Ring, von dem uns Dominique Avery heute Morgen erzählte. Im Zusammenhang mit dieser Ausstellung lasen am 28. März, am Vorabend seines Todes also, Schauspielerinnen und Schauspieler des Badischen Staatstheaters aus den Briefen, die Marum aus Kislau seiner Frau geschrieben hatte. Der Ort war exakt das ehemalige Krematorium des Friedhofes, die heutige „Kleine Kapelle“, in dem die Leiche Marums 1934 verbrannt wurde. Es war auch der Ort, an dem die Witwe Marums ausgerufen hatte: „Ihr dürft ihn nie vergessen!“ (Frau Pohl wird nachher über die Authentizität der Orte reden)

Zum Schluss sei noch erwähnt, dass es am LMG eine Ludwig-Marum-Bibliothek gibt, eine kleine Sammlung von Literatur zu den Themen Judentum, Antisemitismus, Holocaust und Ludwig Marum, die den Lehrern und Schülern für ihre Arbeit zur Verfügung steht.

DIE ERINNERUNGSARBEIT AM LUDWIG-MARUM-GYMNASIUM

Bei der Erinnerungsarbeit der Schule spielte auch Elizabeth Marum-Lunau eine überaus wichtige Rolle. Und zwar einfach dadurch, dass sie bei verschiedenen Veranstaltungen, etwa bei der Namensgebung 1985, anwesend war, dass sie oft in die Schule kam, mit Schülerinnen und Schülern sprach und ihnen von ihrem Schicksal und dem ihrer Familie erzählte. Sie forderte nichts, sie machte keine Schuldzuweisungen und wollte keine Vergeltung. Sie war nur sie selbst, sie bot Versöhnung an. Und machte damit auf unsere Schülerinnen und Schüler einen unvergesslichen Eindruck.

Ich will hier einflechten, dass auch viele andere Zeitzeugen das LMG und die Schülerinnen und Schüler besucht haben. Ich nenne nur Sophie Marum, die Schwiegertochter Marums, Frau Edith Dietz, Herrn Herman Zimmermann, Herrn Paul Niedermann oder

Herrn Ignaz Bubis, den damaligen Vorsitzenden des Zentralrats der Juden in Deutschland. Auch Andrée Fischer-Marum ist ein gern gesehener Gast am LMG. Sie lässt uns hoffen, dass der Kontakt zu den Nachfahren Marums nicht abreißen wird.

Ich komme auf Elizabeth zurück: Es gab, es muss um 1992 gewesen sein, auf dem Karlsruher Hauptfriedhof Grabschändungen und antisemitische Schmierereien. Die SMV des Ludwig-Marum-Gymnasiums veranstaltete daraufhin auf Initiative der Schülersprecherin Sylvia Necker eine Protestveranstaltung und eine Mahnwache auf dem Friedhof. – Ich betone immer wieder, dass es sich bei solchen Veranstaltungen um Schülerinitiativen handelte. – Es waren über 100 unserer Schülerinnen und Schüler gekommen; gekommen war aber auch Elizabeth Marum-Lunau, die auch diese Gelegenheit ergriff, um mit den jungen Leuten in Kontakt zu kommen.

Ich will noch einmal auf einen Ludwig-Marum-Tag zurückkommen, nämlich auf den des Jahres 1987. Elizabeth hatte morgens das Denkmal für Ludwig Marum enthüllt, das unsere damalige Kollegin Mariella Hanstein geschaffen hatte und das jetzt vor dem Haupteingang des LMG angebracht ist. Am Mittag hatte Elizabeth eine große Gruppe von jüngeren Schülerinnen und Schülern in einem Bus auf der alternativen Stadtrundfahrt begleitet. Unvergesslich ist mir, wie Elizabeth, als der Bus vor dem Gefängnis in der Riefstahlstraße stand, erzählte, wie sie im Jahr 1933, als ihr Vater dort in „Schutzhaft“ war, täglich mit dem Fahrrad von der nicht weit entfernten Wohnung in der Wendtstraße hierher gefahren war, um dem Vater die Mahlzeiten zu bringen und wie sie manchmal auch ein Briefchen mit eingeschmuggelt hatte, darauf vertrauend, dass das Wachpersonal ein Auge zudrücken würde. Im Vorgriff auf das, was Monika Pohl nachher sagen wird, will ich das Verhalten des Wachpersonals ausdrücklich würdigen. Es stellte, in einer schon unmenschlich gewordenen Welt, ein kleines Zeichen von Menschlichkeit dar. Ich will in diesem Zusammenhang auch noch den Aufseher Haas in Kislau erwähnen, der Marum anbot, ihm zur Flucht zu verhelfen.

Zurück zu dem Ludwig-Marum-Tag: Am frühen Abend fand noch eine Podiumsdiskussion in der Schule statt, an der sich Elizabeth beteiligen wollte. Kurz vor Beginn dieser Veranstaltung traf auch überraschend Frau Mohr mit ihrer Tochter ein. Frau Mohr war die Witwe des Hauptmanns Mohr, der das Konzentrationslager Kislau kommandiert hatte, als Ludwig Marum dort Gefangener war. Die beiden alten Frauen traten aufeinander zu und umarmten sich. Diesen Anblick werde ich mein Leben lang nicht verges-

sen. Hier hatten sich Angehörige von Tätern und von Opfern getroffen und in dieser Geste der Umarmung etwas fast Religiöses zum Ausdruck gebracht: die Bitte um Vergebung und das Angebot der Versöhnung.

Ich will einfügen, dass Mohr keine direkte Schuld am Tod Marums hatte. Zum Zeitpunkt des Mordes war er im Urlaub. Die beiden Frauen hatten sich schon vorher getroffen, auf Elizabeths Wunsch. Ich finde, das sagt viel über Elizabeth aus.

Dass die Umarmung der beiden Frauen als Zeichen der Versöhnung nicht nur auf mich, sondern auch auf viele andere einen bleibenden Eindruck gemacht hat, können Sie nachlesen in unserer „Festschrift für Elizabeth“ im Beitrag von Natalie Gros, geb. Schalthöfer. Natalie war damals Schülersprecherin, heute ist sie stellvertretende Leiterin einer Gesamtschule in Freiburg. Sie beschreibt in ihrem Artikel dieselbe Szene und sagt dann:

„Mein Verständnis für Geschichte ist geprägt worden von dieser Geste. Dass Menschen unterschiedliche historische Wahrheiten für sich beanspruchen und dies auch dürfen, ist mir an diesem Punkt sehr eindrücklich klar geworden.“

Meine Damen und Herren, als wir vor mehr als 30 Jahren versuchten, eine Erinnerungskultur an unserer Schule zu begründen, war das noch verhältnismäßig einfach.

Alle nicht, aber fast alle erkannten die Notwendigkeit, sich mit der Zeit des NS-Regimes zu befassen und darüber zu forschen.

Die Ereignisse lagen noch erschreckend wenige Jahre zurück, wir selbst waren die Söhne und Töchter der Tätergeneration, unsere Schülerinnen und Schüler hatten ihre Großeltern, die sie befragen konnten. Unter den vielen Motiven, die wir hatten, uns mit dem Holocaust zu befassen, war nicht zuletzt der Wunsch, uns – stellvertretend für unsere Eltern - zu entschulden.

Damals gab es noch viele Zeitzeugen, welche die Kinder emotional beeindrucken konnten, wie wir gesehen haben. Heute gibt es kaum noch Zeitzeugen, vielleicht könnte die Authentizität der Orte an deren Stelle treten. Umso wichtiger wird dann die Erhaltung der Gedenkstätten.

Heute haben sogar die vielen jungen Lehrerinnen und Lehrer, die es Gott sei Dank an unseren Schulen gibt, von den Schülern gar nicht zu reden, sowohl biographisch als auch emotional einen riesengroßen Abstand zu dem „Jahrhundert der Extreme“, wie es

der Historiker Eric Hobsbawm genannt hat. Warum es unter diesen Umständen viel schwieriger ist, die Arbeit fortzusetzen, und wie man es vielleicht dennoch fertig bringt, damit wird sich nachher Monika Pohl ausführlich beschäftigen.

DIE BROSCHÜRE – ELIZABETH MARUM-LUNAU

Ich danke Ihnen einstweilen für Ihre Aufmerksamkeit, möchte aber noch ein paar Worte zu unserer Broschüre sagen.

Das Forum Ludwig Marum ist aus einer Gruppe von Menschen hervorgegangen, die Elizabeth Marum-Lunau bei ihren Aufenthalten in Karlsruhe, ich sage es mal etwas pathetisch, um sich geschart hatte. Da lag es nahe, den 100. Geburtstag Elizabeths besonders zu würdigen. Ein Teil dieser Würdigung ist die Veranstaltung heute, ein anderer die Herausgabe der Broschüre, die draußen auf dem Büchertisch liegt.

Von Anfang an wurde Nachdruck gelegt auf Elizabeths Wirken in Karlsruhe. Die meisten Autoren haben Elizabeth hier kennen gelernt, als sie schon in höherem Alter war.

Eine Ausnahme stellt der erste Artikel dar von Prof. Joachim Storck, der Elizabeth schon als Kind kennen lernte. Eine Ausnahme ist auch der letzte Artikel, eine Rede, die an Elizabeths Trauerfeier in New York gehalten wurde.

Die Autoren haben Wert darauf gelegt, nicht nur die Freundschaft mit Elizabeth zu schildern, sondern auch das, was daraus entstand. Elizabeth lebt nicht nur weiter im Gedächtnis von Einzelpersonen, sondern auch in öffentlichen Ereignissen und Manifestationen, von denen es zukünftig hoffentlich noch mehr geben wird, ich denke zum Beispiel an eine Erinnerungsstätte für Ludwig Marum, die die Stadt Karlsruhe ins Leben rufen könnte. Auf diese Weise hat Elizabeth eine Art Unsterblichkeit gewonnen.

Wenn Sie die Festschrift lesen, werden Sie merken, wie vielfältig die Persönlichkeit Elizabeths war. Jeder sah etwas anderes in ihr, jeder aber auch das Gleiche. Es ist, wie wenn man einen Edelstein im Licht dreht, bei jeder Drehung blitzen andere Facetten des nämlichen Steins auf.⁹³

⁹³ Die angesprochene Broschüre zu Elizabeth Marum-Lunaus hundertstem Geburtstag kann bestellt werden über Ulrich Wiedmann, Haydnstraße 10, 76327 Pfinztal. Preis: € 3.00.

Sie werden merken, dass wir der Broschüre sehr viele Illustrationen beigelegt haben, Bilder, die zum Teil bisher unbekannt waren; manche verdanken wir Dominique Avery, die uns auch Bilder einer Lebensperiode Elizabeths zur Verfügung gestellt hat, die uns hier in Deutschland vollständig unbekannt geblieben ist. Das ist, wenn man so will, der schwache Punkt der Broschüre, sie vernachlässigt das Leben Elizabeths in den USA, auch ihr privates Leben. Vielleicht kann Dominique diese Lücke eines Tages ausfüllen.

Wir haben der Broschüre einen Lebenslauf Elizabeths beigelegt, eine notwendigerweise kurze Bibliographie und schließlich auch eine Beitrittserklärung zum Forum Ludwig Marum. Wenn Sie die Broschüre nicht zerschneiden wollen, müssen Sie fotokopieren. Andererseits liegen Beitrittserklärungen auch draußen auf dem Büchertisch.

Ich muss mich bedanken bei vielen Leuten. Zunächst natürlich bei den Autoren und Autorinnen, die so bereitwillig ihre Erinnerungen aufgeschrieben haben. Der älteste ist, ich darf das wohl sagen, Herr Prof. Joachim Storck, der hier unter uns ist.⁹⁴ Die jüngste ist Natalie Gros, geb. Schalthöfer, die Elizabeth als Schülerin kennen gelernt hat. Ich bedanke mich bei Monika Pohl für ihre Mitarbeit, für ihre Ratschläge und für die Kontakte, die sie mit vielen Trägerinnen und Trägern geknüpft hat. Ich bedanke mich bei meiner Frau für ihren Artikel und für das ausführliche, wiederholte und sachkundige Korrekturlesen. Bis vor kurzem hätte ich noch gesagt, dies ist die erste Publikation seit Gutenberg ohne Rechtschreibfehler; wir haben dann allerdings doch einen gefunden. Ich bedanke mich vor allem bei Isolde Zachmann. Ich hatte bei einer Jahreshauptversammlung des Forum Ludwig Marum meinen Plan, eine Festschrift für Elizabeth herauszugeben, angekündigt. Als Isolde wenige Tage später anrief und sagte, sie würde das Layout übernehmen, da wusste ich, dass es klappen würde. Ich weiß nicht, wie oft sie in der Zwischenzeit ihr Angebot bereut hat, es steht jedenfalls fest, dass sie unzählige Stunden am Computer und beim Kontakt mit dem Drucker verbracht hat. Sie hat gedrängt, wenn es nötig war, und auch aufgemuntert. Ohne sie wäre die Veröffentlichung wohl nicht zustande gekommen.

Abschließend möchte ich Ihnen das von W. G. Sebald geliehene Motto der Festschrift ans Herz legen:

Zerstört das Letzte die Erinnerung nicht!

⁹⁴ Joachim Storck ist leider inzwischen verstorben.

DR. MONIKA POHL

SCHULISCHE ERINNERUNGSARBEIT HEUTE.

SINNHORIZONTE UND PERSPEKTIVEN EINER ZEITGEMÄSSEN SCHULISCHEN ERINNERUNGSARBEIT

Über ein Jahrzehnt nach dem Tode Elizabeths leben wir in einer globalisierten, digitalisierten Welt, die in einem tiefen Wandlungsprozess begriffen ist, der auch vor den Toren der Schulen nicht halt macht. Unser Bildungswesen befindet sich im totalen Umbruch, seine Grundstrukturen werden wesentlich verändert und richten sich zunehmend an den Erfordernissen der Wirtschaft und ökonomischen Verwertungszwecken aus. Ist dort noch Platz für Besinnung auf die Vergangenheit, für die Beschäftigung mit einer belastenden Geschichte, für die intensive Auseinandersetzung mit Schuld und Verantwortung? Anders als zu der Zeit, als Elizabeth sich um die Erinnerung an die NS-Zeit bemühte, hat das vereinte Deutschland eine umfassende Gedenkkultur entwickelt, deren Themen auch die Medien aufgegriffen haben und in einer Flut von Beiträgen behandeln.



Ist vor diesem Hintergrund heute noch Aufklärung in den Schulen über das dunkle Kapitel deutscher Geschichte im großen Umfang nötig? In Frage gestellt wird die Erinnerungsarbeit auch dadurch, dass die heutigen jungen Lehrer/innen sowie ihre Schü-

ler/innen sich in zunehmender Distanz zu den Verbrechen des Nationalsozialismus befinden, als Angehörige der dritten und vierten Generation dem Thema eine nicht mehr so große Dringlichkeit zuordnen, wie dies die unmittelbar Nachkriegsgeneration getan hat. Wie soll schließlich die Erinnerungsarbeit ohne Zeitzeugen gestaltet werden, wenn wir der Möglichkeit beraubt sind, in persönlicher, anschaulicher Weise einen Zugang zur Vergangenheit zu schaffen, in dem Raum für Empathie, Betroffenheit, Gespräche gegeben ist?

VOM NUTZEN DER ERINNERUNGSARBEIT

Es sei hier die These gewagt, dass gerade unter diesen veränderten und erschwerten Bedingungen, die Erinnerungsarbeit nach wie vor zu den wichtigsten Aufgaben schulischer Bildung gehört. Sie kann uns helfen, der heutigen verengten Auffassung von Bildung entgegenzuarbeiten und wichtige Orientierung in einem politisch und moralisch noch weitgehend ungestalteten Prozess der Globalisierung zu geben. Die Betrachtung der NS-Geschichte konfrontiert mit der ungeheuren Verletzung grundlegender Menschenrechte, die Schärfung des Bewusstseins für deren Wert und universelle Geltung motiviert, an der Gestaltung einer sozial gerechten Globalisierung mitzuwirken.

Die Erinnerungsarbeit kann also in der Schule für verschiedene Zwecke nutzbar gemacht werden. Wir sind momentan mit einer Bildungspolitik konfrontiert, in der Bildung immer mehr als Ausbildung verstanden wird, als Erwerb von Qualifikationen, die unmittelbar in Wirtschaft und Gesellschaft verwertbar sind. Schule wird immer mehr zur Lernfabrik, in der Leistungsanforderungen und Zeitdruck steigen, in der methodische Kompetenzen statt für alle verbindliche Lerninhalte gefordert sind, kaum Raum zum Nachdenken, Kritik, eigener Gestaltung der schulischen Lebenswelt und des individuellen Lernprozesses gegeben wird. Diese Verengung der Bildungsarbeit bedarf dringend der Korrektur, will man nicht die heutige Tendenz zur Instrumentalisierung des Menschen, zu seiner Reduzierung auf die Funktion als „Humankapital“, mit vollziehen und ihn zur bloßen Anpassung erziehen. Ein umfassender Bildungsbegriff orientiert sich entgegen dem utilitaristischen Verständnis von Wissen an den schon von Humboldt genannten Zielen der Autonomie der Persönlichkeit, der Förderung des eigenständigen, kritischen Denkens, der Sicherheit im Umgang mit Gefühlen. Es geht hier um Mündig-

keit, die Orientierung an universellen Werten und die Übernahme von Verantwortung für die Gestaltung einer humanen Zukunft.

Um sich diesen Zielen eines umfassenden Bildungsbegriffs anzunähern, kann die Erinnerungsarbeit an die Zeit des Nationalsozialismus einen wesentlichen Beitrag leisten. Das dort erworbene Wissen entzieht sich jeder unmittelbaren Verwertung, dient vielmehr der Förderung von Reflexionsfähigkeit, der Wertebildung und der Einnahme eigener Standpunkte. Die konkrete Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus vermittelt den Jugendlichen Gründe für die Ablehnung einer totalitären Diktatur und schafft die Grundlagen für einen demokratischen Grundkonsens. In der Identifikation mit den Opfern der Menschheitsverbrechen schärft sich ihr Bewusstsein für die unbedingte Geltung der Menschenrechte, in der Entwicklung von Mitleid mit den geschundenen Opfern, der Bewältigung von Trauer, Scham, Empörung lernen sie mit ihren Emotionen umzugehen und die wichtige Fähigkeit der Empathie zu erwerben.

Die Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus muss keineswegs nur auf das Versagen von Menschen hinweisen, sie lässt auch die Erinnerung an die positiven Aspekte, die sich in Phänomenen wie z. B. dem politischen Widerstand und der spontanen Hilfe für die Verfolgten äußerten, zu. Am 8. Januar 2011 schrieb der Historiker Wolfram Wette in der „Badischen Zeitung“: „Es ist allerdings auch daran



Dr. Monika Pohl

zu erinnern, dass die Geschichte der NS-Zeit keineswegs nur aus Kriegs- und Massenverbrechen besteht. Es gab auch Menschen, die Widerstand und Humanität praktiziert

haben, angefangen vom Hitler-Attentäter Georg Elser über die Studenten der „Weißen Rose“ und die Angehörigen der Berliner Widerstandsgruppe „Rote Kapelle“, die Offiziere des 20. Juli 1944, die Soldaten, die sich dem Vernichtungskrieg verweigerten, die Helfer und Retter von Juden und anderen Verfolgten. Unter dem großen Schutthaufen der deutschen Geschichte in der Zeit des Nationalsozialismus leuchten diese Menschen wie Goldkörnchen bis in unsere Gegenwart hinein. Sie bieten positive Anknüpfungspunkte im Sinne einer „Erinnerung des Guten“.

Auch diese Orientierung an Vorbildern kann den Willen, aus der Geschichte zu lernen, stärken und die Bereitschaft fördern, an der Gestaltung einer Gesellschaft mitzuwirken, der eine friedliche, humane auf den Menschenrechten fußende Ordnung zugrunde liegt. Diese Zielsetzung ist heute wichtiger denn je. Unübersehbar sind die Defizite, die die ökonomisch und technisch zwar schon vollkommen gestaltete Globalisierung begleiten und die auf die fehlende Durchsetzung internationaler Rechtsverhältnisse und die mangelnde Geltung weltweit verbindlicher moralischer Mindeststandards verweisen. Die Defizite momentaner Globalisierung werden deutlich in dem Wissen, dass der Wohlstand und die Sicherheit westlicher Industrieländer nur auf Kosten ausgebeuteter, unterdrückter Völker möglich ist. Wir wissen auch, dass grobe Menschenrechtsverstöße wie die Duldung von Kinderarbeit, Hungerlöhnen in schwach entwickelten Ländern, Beschneidung der Partizipationsrechte in Diktaturen die Wirklichkeit in vielen Ländern der Welt bestimmen. Ferner beobachten wir eine Zunahme von Gewalt und kriegerischen Konflikten.

In unseren so genannten „Wohlstandsgesellschaften“ zeigen sich das Auseinanderklaffen der sozialen Schere und eine beispiellose Entsolidarisierungswelle, die den Schwachen unserer Gesellschaft die Verantwortung für ihre Lage allein zuordnet. Eine zunehmende soziale Kälte stellt der Pädagoge Heitmeyer in seiner jüngsten Studie über Vorurteile fest, er spricht vom „eisigen Jargon der Verachtung“, der sich in unseren Eliten, aber auch in den Mittelschichten gegenüber den sozial Schwachen breit macht.

ETHIK MITMENSCHLICHER VERANTWORTUNG

Angesichts dieses Wertezerfalls erscheint es dringend notwendig, dass eine global verbindliche Ethik mitmenschlicher Verantwortung gefunden und beachtet wird, die diese Missstände bekämpft und menschenwürdige Bedingungen weltweiter Kooperation fordert. An dieser neuen Ethik, die auf gewaltlose Konfliktbearbeitung, soziale Gerechtigkeit, Weltbürgertum zielt, wird bereits gearbeitet. Verwiesen sei hier nur auf die Arbeiten der Philosophen Amartya Sen und Martha Nussbaum. Sie fordern für die globalisierte Welt eine völlig neue Leitkultur, die auf Wohlwollen, Fürsorge, vor allem aber auf Anerkennung der Würde aller Menschen beruht. In diesem Bemühen um eine neue weltweite Moral kann die Pädagogik eine wichtige Rolle spielen und sich die Vermittlung dieser neuen Werte und Tugenden zur Aufgabe machen. Im Fokus einer so verstandenen Erziehung stehen die Menschenrechte. Diese Pädagogik bemüht sich, eine gründliche historische und politische Bildung zu vermitteln, die auf Menschenrechtsverletzungen in Vergangenheit und Gegenwart aufmerksam macht. In der Reihe der Genozide in der modernen Geschichte ragt der Holocaust heraus, in der ganzen Welt ist er als Tiefpunkt menschlicher Geschichte bekannt, er kann als Symbol der Bedrohung der Menschheit durch Inhumanität und Barbarei gelten. Diese Erkenntnis stand im Mittelpunkt einer Konferenz, die im Jahr 2000/01 in Stockholm auf Initiative der schwedischen Regierung stattfand und die sich der Bekämpfung von Antisemitismus, Rassismus und Fremdenhass widmete. Die 47 teilnehmenden Staaten vereinbarten, dem Holocaust als Teil der kollektiven Erinnerung der Weltgesellschaft einen zentralen Platz in ihren schulischen Curricula zu geben, in der Hoffnung damit einen wirksamen Beitrag gegen menschenverachtende Ideologien zu leisten. Die Kenntnis des Holocaust, seiner Ursachen und Folgen soll nach dem Willen der teilnehmenden Staaten zum Kernpunkt einer weltweiten Menschenrechtspädagogik werden, die die Möglichkeit der neuen Medien und des Internets nutzt, um über die gemeinsame Erinnerung an dieses Menschheitsverbrechen Integration in der Weltgesellschaft zu leisten. Auf diese Weise würde die alte Erkenntnis von der „Einheit des Menschengeschlechts“ bekräftigt, in dem gemeinsamen Willen, eine Wiederholung dieser Barbarei zu verhindern und alles zu tun, um einer universellen Geltung der Menschenrechte zum Durchbruch zu verhelfen. Der Pädagoge Micha Brumlik formulierte diesen Gedanken so:

„Damit wird die kollektive und individuelle Erinnerung an den Holocaust zum Mittel einer friedlicheren, gerechteren und demokratischen Welt den Weg zu bereiten.“

Seiner Meinung nach fordert die Globalisierung von uns mehr als Nächstenliebe und spontanen Altruismus, sie macht vielmehr die „Fernstenliebe“, die Empathie für leidende Menschen in weit entfernten Regionen und Weltteilen nötig. Der kosmopolitisch eingestellte Bürger der Zukunft sollte über Respekt vor fremden Kulturen verfügen, Toleranz im Umgang mit anderen Welt- und Kulturkreisen zeigen und zutiefst durchdrungen sein vom gleichen Anspruch aller Menschen auf ein Leben in Würde und Freiheit. Um dies zu erreichen, müssen wir als Pädagogen erkennen, dass – wie Oskar Negt sagt – „soziales Gedächtnis und Utopiefähigkeit zwei Seiten derselben Sache sind“.

Was heißt das nun alles für eine sinnvolle Erinnerungsarbeit heute? Aus dem soeben Dargelegten ergibt sich, dass diese Arbeit auf zwei Säulen ruhen muss: erstens auf der historischen Erinnerungsarbeit, die allerdings auf moderne, zeitgemäße Wege der Vermittlung zurückgreifen sollte, und zweitens auf einer explizit menschenrechtlich orientierten Pädagogik, die sich den aktuellen politischen Verhältnissen zuwendet und hier ein kritisches Bewusstsein schärft.

HISTORISCHE ERINNERUNGSARBEIT AM LUDWIG-MARUM-GYMNASIUM

In der historischen Erinnerungsarbeit hat das Ludwig-Marum-Gymnasium, wie wir gehört haben, bereits vielfache Ansätze entwickelt, die es verdienen, fortgeführt und ausgebaut zu werden. Auch ohne die Hilfe der Zeitzeugen müssen wir versuchen, in ihrem Sinne weiter zu arbeiten.

Die besonderen Merkmale, die die Arbeit von Elizabeth und anderen Zeitzeugen wie Frau Dietz, Herr Zimmermann und Herr Niedermann so erfolgreich sein ließ, lagen in ihrer Authentizität und Anschaulichkeit, aber auch in den diskursiven Formen der Vermittlung, die sie wählten.

Die Authentizität, die die Zeitzeugen vermittelten, kann sicherlich nicht vollkommen ersetzt werden durch die Präsentation von Filmaufnahmen und Interviews, die sie gaben. Dennoch stellen sie ein wertvolles Medium für die Erinnerungsarbeit dar, das durch Besuche authentischer Orte ergänzt werden sollte. Den Orten, die für die Familie Marum in Karlsruhe relevant waren, sollte besondere Aufmerksamkeit geschenkt wer-

den. Stadtrundgänge zu den unterschiedlichsten Themenschwerpunkten können hier erstellt werden, um den Spuren des Lebens dieser Familie nachzugehen. Auch liefern die vielen Gedenkstätten, die es heute an authentischen Orten der Nazi-Verbrechen gibt, eine wichtige Ergänzung zur schulischen Erinnerungsarbeit und erzeugen durch die Aura des realen Orts des Geschehens eine besondere Art der Betroffenheit und des Verständnisses. Deshalb sollte man es nicht versäumen die nahegelegenen authentischen Orte, wie in unserer Region Natzweiler-Struthof, aufzusuchen oder falls dies nicht möglich ist, bei der Planung von Studienfahrten auch an den Besuch einer Gedenkstätte, wie beispielsweise das KZ Sachsenhausen nahe Berlin, zu denken.

Ein großes Thema stellt die Erziehung der Erzieher dar.

Diese wird besonders notwendig in einer Zeit, in der eine junge Lehrerschaft sich einen ganz eigenen Zugang zur Erinnerungsarbeit schaffen muss. Damit dies wirkungsvoll geschehen kann, sollte ihnen ein interessantes schulisches Fortbildungsangebot zur Verfügung stehen, das auf neue Ergebnisse der historischen Forschung und der Pädagogik zurückgreift. Ich nenne nur wenige Beispiele, die von Interesse sein könnten: die sozialpsychologische Täterforschung, die Untersuchungen zur psychischen Konstanz in Familienverbänden, in denen die Weitergabe von Scham- und Schuldgefühlen bis in die dritte und vierte Generation hinein festgestellt werden kann, Studien zu Zivilcourage einerseits und der Anpassungsbereitschaft und dem Mitläufertum andererseits. Die Schüler/innen müssen merken, dass ihre Lehrer/innen mit der Erinnerungsarbeit ein besonderes Anliegen verfolgen und eine Thematik darlegen, in der sie nicht nur inhaltsleeren Ritualen folgen, sondern in der sie kompetent und engagiert sind. Anschaulichkeit ist leicht zu erreichen, greift man auf das umfangreich vorhandene Film- und Photomaterial zurück. Ein großer Stellenwert sollte jedoch der Literatur zugeordnet werden, die in so eindrucksvollen Beiträgen wie denen von Primo Levi, Imre Kertész, Jorge Semprun, oder den Tagebüchern von Victor Klemperer, um nur einige herausragende Beispiele zu nennen, das Schicksal der Opfer schildert und Raum lässt zum eigenen Nachdenken.

Wichtig ist auch die Auseinandersetzung mit dem Thema im Gespräch, im Diskurs einer größeren Gruppe, da es hier um den Austausch von Argumenten und nicht um moralische Belehrung und Schuldzuweisungen geht. Die Jugendlichen sollten nicht das Gefühl erhalten, dass ihre Großeltern und Vorfahren der Beteiligung an Verbrechen be-

zichtigt werden, vielmehr sollten sie sich mit den Strukturen einer Gesellschaft beschäftigen, die die Menschen zu Tätern und Zuschauern ungeheuerlicher Verbrechen werden lässt. Als Gesprächspartner für die Schüler/innen sollte man Vertreter von Archiven, historischen Instituten, Museen, der jüdischen Gemeinde, von Opferverbänden einladen.

Nicht um lähmende Betroffenheit sollte es in diesen Zusammenkünften gehen, sondern darum, Verständnis für die komplexen historischen Vorgänge zu entwickeln. Vor allem aber sollte eine zeitgemäße Erinnerungsarbeit die Autonomie, die Eigenaktivität der Schüler/innen in den Mittelpunkt stellen.

Die letztjährige Beilage der „Zeit“ zum 9. November beweist, dass junge Menschen durchaus an der Thematik interessiert sind. Das zeigte sich auch an unserer Schule, wie Herr Wiedmann bereits an mehreren Beispielen dargelegt hat. Es sollte eine moderne Lernkultur aufgebaut werden, die vor allem die Eigenständigkeit der Schülerschaft, das forschende Lernen und die Nutzung der neuen Medien berücksichtigt. Wie Eigenständigkeit gefördert werden kann, möchte ich am einen Beispiel zeigen, dessen Ansatz vor einer Geschichts- und Erinnerungsarbeit „von unten“ ausgeht, wo die Adressaten der Bildungsarbeit selbstständig den Zugang zur Vergangenheit und Geschichte suchen.



Denkbar wäre z. B., dass die Gestaltung der Gedenkveranstaltung zum 27. Januar, in deren Rahmen auch der Ludwig-Marum-Preis verliehen wird, in die Hände einer Oberstufenklasse gelegt wird. Aufgabe der Schüler und Schülerinnen wäre es dann zu überlegen, welcher Opfergruppe gedacht werden soll, welche Verdienste sich die Preisträger erworben haben. Die Auswahl der Festredner und Laudatoren würde sie mit einem Kreis von Menschen bekannt machen, für die die Erinnerungsarbeit hohe Relevanz hat. Die persönliche Begegnung mit ausgewählten Referenten könnte den Schülern /innen

wertvolle Anregungen geben. Bei einem solchen Vorgehen ist zu erwarten, dass die Veranstaltung ein jugendgerechteres Gepräge erhalten würde als bisher. Gewünschter Nebeneffekt einer solchen Übertragung von Verantwortung an die Schüler/innen wäre der erwartbare Zustrom der Schülerschaft zu dieser Veranstaltung, die bisher vorwiegend von Erwachsenen besucht wurde. Auch wenn die gestellte Aufgabe schwer und verantwortungsvoll ist, so könnten die Schüler/innen dennoch an dieser Arbeit wachsen und für ihre Persönlichkeitsentwicklung großen Gewinn davon tragen.

Selbstständigkeit und aktive Auseinandersetzung mit der Thematik prägen auch das forschende Lernen sowie eine Lernkultur, die auf die neuen Methoden des Projektlernens, der Portfolio-Arbeit, wie sie in den Seminarkursen praktiziert wird, zurückgreift. In diesem Rahmen könnten Forschungsarbeiten zu der Zeit des Nationalsozialismus, zu Themen, die sich auf Vorgänge in der Region beziehen, angeregt werden, deren beste mit dem Preis der Ludwig-Marum-Stiftung ausgezeichnet werden können. Eine weitere Variante selbstständiger Beschäftigung mit der Thematik bietet die Idee „Schüler führen Schüler“, die die selbstständige Vorbereitung eines Gedenkstätten- oder Museumsbesuchs beinhaltet. Auch die Anregung zur kreativen Gestaltung von Ausstellungen und Internet-Beiträgen, z. B. in Stadtzeitungen oder in *Facebook* wird sicherlich auf große Resonanz treffen. Welche weiteren reichen Möglichkeiten das Internet für unsere Thematik bietet, muss hier leider ausgespart bleiben, weil ich auf diesem Gebiet nicht die kompetente Ansprechpartnerin bin. Sich dieser Aufgabe zu widmen, wäre sicherlich für jüngere Kollegen/innen sehr reizvoll.

Besonders aber die ästhetische Kulturarbeit, die Lesung authentischer Quellenzeugnisse, die Aufführung des Stücks „Ludwig Marum und seine Henker“ oder anderer geeigneter Theater- und Musikstücke konnte der Schülerschaft einen Zugang eröffnen, der nicht allein auf kognitiver Wissensvermittlung beruht.

Über die Schule hinaus könnten auch Impulse aus der lokalen Gedenkkultur aufgegriffen werden. Das bereits erwähnte Gedenkbuch der Stadt Karlsruhe für die ermordeten Juden, das Projekt „Stolpersteine“, der rechtshistorische Stadtrundgang bieten Schülern/innen weitere Möglichkeiten des Engagements.

POLITISCHE BILDUNG

Wenden wir uns nun von der historischen Erinnerungsarbeit ab und widmen unsere Aufmerksamkeit dem zweiten, ergänzenden Aspekt unserer Arbeit, der sich ganz auf unsere Gegenwart konzentriert. Hier geht es um den Erwerb politischer Bildung, die Förderung sozialen, politischen Engagements und die Stärkung einer Schulkultur, in der Anerkennung und Respekt einen zentralen Stellenwert haben.

Die politische Bildung richtet sich auf die Analyse und Kritik einer hochkomplexen Welt, hier gilt es sowohl die Strukturen der nationalen, aber auch die der Weltgesellschaft in den Blick zu nehmen. Das Fach Gemeinschaftskunde kann hier nur einen Teilbeitrag leisten, da es nur über ein geringes Stundenkontingent verfügt. Zusätzlich müssen hier Möglichkeiten außerunterrichtlicher Bildungsarbeit genutzt werden. Diese bieten sich am Ludwig-Marum-Gymnasium am alljährlich stattfindenden Eine-Welt-Tag, der Projekte in Afrika und Lateinamerika finanziell unterstützen will. Der diesem Tag vorgeschaltete Projekttag ist in besonderer Weise geeignet, auf die Chancen und Probleme der Globalisierung aufmerksam zu machen. Vorträge von Entwicklungshelfern bieten umfangreiche Informationen, deren Auswertung und Vertiefung von den Fach- und Klassenlehrern/innen in fortführenden Unterrichtseinheiten geleistet werden kann. Für eine menschenrechtlich orientierte Pädagogik ist auch die Kooperation mit *Amnesty International* von hoher Bedeutung. Aus dieser Quelle können die Schüler vielfache Informationen über Menschenrechtsverletzungen erhalten und bekommen gleichzeitig einen Einblick in die Arbeit engagierter Menschen, denen auch das Schicksal der „allerfernsten“ Bewohner dieser Erde am Herzen liegt.

Um die Handlungskompetenz und das Engagement der Schüler in ihrer eigenen Lebenswelt zu fördern, muss die Schule auf die Stärkung und Ausweitung der Partizipationsrechte der Schüler/innen achten. Hier gilt es, ihre Mitarbeit in den schulischen Gremien und der SMV zu stärken. Schule sollte sich – wie Hartmut von Hentig es vorgeschlagen hat – als eigenständige Polis begreifen, in der Demokratie tätig praktiziert wird und in der Schüler/innen die Gelegenheit erhalten, ihre Konflikte eigenständig und gewaltfrei mit Hilfe ausgebildeter Schülermediatoren zu lösen.

Glaubwürdigkeit erringt die Erziehungsarbeit vor allem dadurch, dass eine Schulkultur gepflegt wird, die ein Klima der Anerkennung, Akzeptanz und Ermutigung aufbaut. Dies

bildet die Basis für eine Pädagogik der Menschenrechte. Voraussetzungen dafür, Einfühlung, Empathie für andere zu empfinden, deren Menschenwürde anzuerkennen, bildet die Erfahrung der Schüler/innen, dass ihnen selbst Wertschätzung, Anerkennung und Respekt entgegengebracht wird, die sie im täglichen Umgang spüren. Die Begegnung zwischen Lehrenden und Lernenden muss von gegenseitiger Achtung und Toleranz geprägt sein. Trotz aller Konflikte, die im Mikrokosmos Schule auftreten, darf die Maxime nie verletzt werden, die heranwachsenden Schüler/innen in ihrer Entwicklung zu stärken und ihnen ein Beispiel humanen Umgangs zu vermitteln. Eine so gestaltete Schulkultur kann vielleicht die ethischen Kompetenzen und Tugenden von Kindern und Jugendlichen stärken, die ihnen die Kraft geben, an einer menschlichen Gestaltung der Weltgesellschaft mitzuwirken.

Lassen Sie mich zum Schluss aber noch darauf hinweisen, dass die schulische Bildungsarbeit vor allem günstige politische Rahmenbedingungen und eine entsprechende Bildungspolitik braucht, die diese Ziele unterstützt, die Geld, Personal, Zeit zur Verfügung stellt und Abstand nimmt von den Maximen der Turbogesellschaft. Nachdenklich sollte uns das Wort des in Heidelberg lehrenden Philosophen Georg Zerkert stimmen:

„Aber eine Bedingung für wirkliche Bildung wäre die institutionell gewährte Freiheit, eine Sache mit Muße zu verfolgen – ein Luxus, der im Zeitalter von Leistungsanforderungen und Evaluierungswut immer seltener wird.“

Ich schließe, indem ich zu Elizabeth Marum-Lunau zurückkehre und ihr danke für die Anstöße, die sie unserer Arbeit gegeben hat. In der schulischen Erinnerungsarbeit kann sie als ein Vorbild gelten, als ein Mensch, der Werte lebte und realisierte. Am Beispiel ihres Lebens erhalten die Schüler/innen Einblick in die Geschichte des 20. Jahrhunderts und sehen, mit welcher Kraft sie für Toleranz und Versöhnung eingetreten ist. Mit der Biographie einer Frau erhalten besonders unsere Schülerinnen ein Identifikationsangebot, das ihrem eigenen Leben Richtung und Orientierung geben kann.

Elizabeth kannte bereits eine zentrale Erfahrung der Globalisierung, die der Migration, die in ihrem Falle eine politisch erzwungene war. Sie wusste um die Schwierigkeiten des Lebens in einem fremden Land und kannte die Trauer um den Verlust der Heimat. Elizabeth wurde zur Kosmopolitin, deren Denken bestimmt war von der aufklärerischen, humanistischen Tradition Europas. „Erinnern, mahnen, versöhnen“, dies ist das Erbe Elizabeths, das wir auch heute noch – ob der schrecklichen Ereignisse des 20. Jahrhun-

derts – vermitteln und weitergeben wollen. Geben wir unseren Schülern/innen das Rüstzeug, damit sie eine bessere Welt im 21. Jahrhundert gestalten können!

LITERATURLISTE

Assmann, Aleida, /Frevort, Ute, *Geschichtsvergessenheit – Geschichtsversessenheit. Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945*, Stuttgart 1999.

Assmann, Aleida, *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*, München 2006.

Bräunche, Ernst Otto /Steck, Volker (Hg.), *Geschichte und Erinnerungskultur 22. Oktober 1940. Die Deportation der badischen und saarpfälzischen Juden in das Lager Gurs*, Karlsruhe 2010.

Brumlik, Micha, *Aus Katastrophen lernen. Grundlagen zeitgeschichtlicher Bildung in menschenrechtlicher Absicht*, Berlin 2004.

Derselbe, *Was heißt Erinnerungskultur im Zeitalter der Globalisierung*; in: *Pädagogik* 07/2009, S. 66-69.

Düringer, Hermann (Hg.), *Möglichkeiten und Grenzen kollektiver Erinnerung, Ambivalenz und Bedeutung des Kriegsoffer-Gedenkens*, Frankfurt a. M. 2007, *Arnoldshainer Texte* 140.

Erl, Astrid, *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung*, Stuttgart/Weimar 2005.

Leggewie, Claus /Lang, Anne, *Der Kampf um die europäische Erinnerung. Ein Schlachtfeld wird besichtigt*, München 2011.

NACHRUF FÜR JOACHIM W. STORCK (1922-2011)

Bei der Tagung über Elizabeth Marum-Lunau, die in der vorliegenden Broschüre dokumentiert wird, saß in der ersten Reihe ein hochbetagter Mann, der den Vorträgen mit großer Aufmerksamkeit folgte, der sich immer wieder einmischte und der schließlich den Wunsch äußerte, die verschiedenen Beiträge in einer größeren Veröffentlichung dokumentiert zu sehen, um sie einem breiteren Publikum zugänglich zu machen. Das war der Literaturwissenschaftler Prof. Dr. Joachim W. Storck aus Freiburg, der einzige der Anwesenden, der die Familie Elizabeths noch von seinen Kindertagen her kannte. Leider ist er wenige Monate nach der Tagung gestorben. Er war der letzte, der auch einen persönlichen Bezug zu den Marums hatte. Mit deren Kindern Elisabeth, Hans und Brigitte teilte er Kindheit und Jugend, er war oft bei Marums zu Besuch, die Familien waren gut bekannt, unter anderem auch deshalb, weil die Liebe zur Kunst beide Familien verband.

Abbildung: Prof. Dr. Joachim W. Storck, Schiller-Nationalmuseum, Deutsches Literaturarchiv, Marbach/N. Photographie von Bernd Hoffmann



Er war ein produktiver Zeitgenosse, der sein Leben nicht nur dem geliebten Beruf widmete, sondern der sich auch den zeithistorischen Ereignissen seines langen Lebens zuwandte und sie kritisch reflektierte. Seine zahlreichen literaturwissenschaftlichen Arbeiten beschäftigten sich mit der österreichischen Literatur und deren Vertretern Adalbert Stifter und Arthur Schnitzler, ein weiterer Schwerpunkt lag auf der Literatur des 20. Jahrhunderts; die Autoren Günter Eich, Paul Celan, vor allem aber Rainer M. Rilke standen im Mittelpunkt seines vielfältigen Schaffens. Er erhob als Zeitzeuge seine Stimme, um aufzuklären über das Wesen des Nationalsozialismus und zu warnen vor heutigen Bedrohungen der Demokratie, besonders aber vor den Gefahren von rechts. Er war auch einer der ersten, der mit vielen Veröffentlichungen an das Schicksal Ludwig Marums und seiner Familie erinnerte;

so schrieb er eine Lebensskizze Marums für den Band, in dem Elizabeth Marum-Lunau die Briefe ihres Vaters aus dem Konzentrationslager Kislau veröffentlichte.⁹⁵

Wir sind sehr traurig, dass Joachim W. Storck das Erscheinen der vorliegenden Publikation nicht mehr erleben durfte. Er starb nach einem erfüllten Leben am 26. Mai 2011 im Alter von 88 Jahren. Der Mitveranstalter dieser Tagung – das Forum Ludwig Marum in Karlsruhe – verliert mit ihm eines seiner engagiertesten Mitglieder. Obwohl in Freiburg lebend, versäumte er, der seit einer Kriegsverletzung Gehbehinderte, kaum eine Mitgliederversammlung oder öffentliche Veranstaltung des Forums. Besonders wichtig war ihm der jährliche gemeinsame Besuch der Grabstätte der Familie Marum auf dem Karlsruher Hauptfriedhof, der stets am 5. November, dem Geburtstag Ludwig Marums, stattfindet. Storck verfolgte neben der Arbeit des Forums ebenso interessiert die Erinnerungsarbeit am Ludwig-Marum-Gymnasium Pfinztal und die Pflege der Erinnerungskultur durch die Karlsruher Sozialdemokratie, die alljährlich ihren Ludwig-Marum-Preis verleiht.

Die Mitglieder des Forum Ludwig Marum schätzten Herrn Storck als einen überaus freundlichen, zugewandten Menschen, der mit seinem enormen Wissen zur Bereicherung dieses Kreises beitrug. Unvergessen bleibt sein Vortrag vor wenigen Jahren an seiner ehemaligen Schule, dem Karlsruher Bismarck-Gymnasium, dessen Schüler übrigens auch Hans Marum, der Sohn Ludwig Marums, gewesen war. Storcks Vortrag trug den Titel „Vor und nach 1933. Erinnerungen eines Karlsruher Bismarck-Gymnasiasten an Ludwig Marum und an die 'finsternen Zeiten'." Er schloss seine Ausführungen mit dem Vortrag des Gedichts von Bertolt Brecht „An die Nachgeborenen“, dessen letzte Zeilen lauten:

Ihr aber, wenn es so weit sein wird
Dass der Mensch dem Menschen ein Helfer ist
Gedenkt unsrer
Mit Nachsicht.

Nicht mit Nachsicht, sondern mit Bewunderung gedenken wir eines engagierten Zeitgenossen, der sich für die Gestaltung einer humaneren Welt einsetzte.

Das Forum Ludwig Marum trauert um Joachim W. Storck. Wir werden uns immer gerne an ihn erinnern.

⁹⁵ Vgl. Elisabeth Marum-Lunau und Jörg Schadt (Hrsg.): Ludwig Marum. Briefe aus dem Konzentrationslager Kislau. Karlsruhe, 1984.

DIE WICHTIGSTEN VERÖFFENTLICHUNGEN VON JOACHIM W. STORCK ZU LUDWIG MARUM UND SEINER FAMILIE

- Joachim W. Storck.: Ludwig Marum - Der Mensch und der Politiker. Ein Lebensbild. In: Elisabeth Marum-Lunau und Jörg Schadt (Hrsg): Ludwig Marum. Briefe aus dem Konzentrationslager Kislau. Karlsruhe 1984, S. 15-43.
- Ders.: Ein Leben für Recht und Freiheit. Ludwig Marum – Der Schicksalsweg eines Bruchsaler Gymnasiasten. In: Bruchsal. Veranstaltungen, Kultur- und Heimatgeschichte. 24. Jahrgang, Heft 1, 1986, S. 4-20.
- Ders.: Jüdische Emanzipation und deutsche Literatur. Thesen zu einer historischen „Trauerarbeit“. Dem Gedächtnis der jüdischen Schüler am Bismarck-Gymnasium Karlsruhe. In: Jahresbericht des Bismarck-Gymnasiums Karlsruhe 1982/83, S.49-61.
- Ders.: Ludwig Marum. In: Badische Biographien. Neue Folge. Band IV. Hrsg. Von Bernd Ottnad; Stuttgart 1996, S.198-202.
- Ders.: Für die Familie Marum war dieses Jahr ein wahrhaft dramatisches. In: Elisabeth Marum-Lunau 1910-1998. Juristin, Emigrantin, Botschafterin der Versöhnung und Erinnerung. Festschrift aus Anlass des 100. Geburtstages von Elisabeth Marum-Lunau 1910-2010. Hrsg. v. Forum Ludwig Marum Karlsruhe 2011.

ZU DEN AUTORINNEN UND AUTOREN

Dominique Lunau-Avery, die Tochter von Elizabeth Marum-Lunau, wurde 1944 in New York geboren. Sie studierte am Barnard College und machte dort ihren Abschluss in deutscher Literatur. Sie arbeitete als Journalistin, zuerst beim Radio und später beim Fernsehen. Ab 1999 übernahm sie eine leitende Funktion als Programmdirektorin beim CT-N, der Fernsehanstalt des Staates Connecticut. Sie plant, im Ruhestand einen dokumentarischen Film über Ludwig Marum zu machen.

Detlev Fischer, Dr. jur. Nach Studium der Rechtswissenschaften in Freiburg i. Br. und Referendariat 1979 Eintritt in den Justizdienst des Landes Baden-Württemberg mit Tätigkeiten in Baden-Baden und Karlsruhe. 1995 bis 2002 Richter am Oberlandesgericht Karlsruhe, anschließend Vorsitzender einer Kammer für Handelssachen beim Landgericht Karlsruhe. Seit 2005 Richter am Bundesgerichtshof. Vorsitzender des Vereins Rechtshistorisches Museum e.V. Karlsruhe.

Andrée Fischer-Marum, Nichte von Elisabeth Marum-Lunau; Kulturwissenschaftlerin, Verlagslektorin; Veröffentlichungen u.a. zur Geschichte der Familie Marum.

Manfred Koch, Jg. 1942; Dr. phil.; Studium der Zeitgeschichte, politischen Wissenschaft, Germanistik und Theaterwissenschaft in Marburg, Wien und Mannheim. 1970-1987 Mitarbeit an Forschungsprojekten an der Universität Mannheim; 1987-2005 Historiker im Stadtarchiv Karlsruhe. Publikationen zur Geschichte des Parlamentarismus im deutschen Kaiserreich, zum Widerstand gegen den Nationalsozialismus, zur Geschichte der SBZ/DDR sowie zur südwestdeutschen Lokal- und Regionalgeschichte.

Monika Pohl, Jg. 1949, Dr. phil., Mitbegründerin des Forums Ludwig Marum und dessen zweite Vorsitzende. Oberstudienrätin am Ludwig-Marum-Gymnasium, Biographin von Ludwig Marum: „Ludwig Marum. Ein Sozialdemokrat jüdischer Herkunft und sein Aufstieg in der badischen Arbeiterbewegung 1882-1919“ (Karlsruhe, 2003). Trägerin des Ludwig-Marum-Preises der Karlsruher SPD.

Prof. Dr. Sibylle Quack, Jg. 1951, Politikwissenschaftlerin, von 2000 - 2004 Geschäftsführerin der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas, arbeitet beim Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien in Berlin.

Ulrich Wiedmann, Jg. 1943, bis zu seiner Pensionierung Lehrer für Deutsch und Englisch am Ludwig-Marum-Gymnasium in Pfinztal (LMG). Gründungsmitglied des Forum Ludwig Marum. Initiator der Ludwig-Marum-Stiftung am LMG. Autor des szenischen Berichts „Der Kislau-Prozess. Ludwig Marum und seine Henker“ (Neckarsteinach 2007).

NACHBEMERKUNG: Frau Marum-Lunau änderte mit der Einbürgerung in die USA ihren Vornamen in Elizabeth. Daraus erklären sich die unterschiedlichen Schreibweisen ihres Namens in dieser Broschüre.

PROGRAMM DER TAGUNG



**Das Fritz-Erler-Forum Baden-Württemberg
Landesbüro der Friedrich-Ebert-Stiftung**
und das Forum-Ludwig-Marum
veranstalten

am **Samstag, den 19. Februar 2011**
von **10 - 17 Uhr**
im Clubraum der **Stadthalle
Festplatz 9**
76137 Karlsruhe

ein Symposium zu dem Thema

**Elizabeth Marum-Lunau
(1910-1998)**

**Juristin, Emigrantin, Botschafterin der
Versöhnung und Erinnerung**

Die Ermordung ihres Vaters stellte einen tiefen Einschnitt im Leben Elizabeths dar. Zusammen mit ihrem Verlobten Heinz Lunau verließ sie Deutschland und suchte Zuflucht in Frankreich, wo sie während des zweiten Weltkrieges im Lager Gurs, ehe sie nach New York fliehen konnte, interniert war. Dort bestritt die ausgebildete Juristin ihren Lebensunterhalt als Hotelmanagerin. Nach ihrer Pensionierung widmete sie sich in jährlichen Reisen nach Deutschland der Erinnerungsarbeit an ihren Vater und gab mehrere Briefbände über das Leben ihrer Familie heraus. Für ihre Arbeit wurde sie im Jahr 1990 mit der Ehrenmedaille der Stadt Karlsruhe ausgezeichnet. Elizabeth Marum-Lunau starb 1998 hochbetagt in New York.

Die Tagung will anlässlich des 100. Geburtstages von Elizabeth Marum-Lunau an diese herausragende Persönlichkeit erinnern und Spuren ihres Lebens und Wirkens in der Weimarer Republik, im Exil und in der Erinnerungskultur der Bundesrepublik nachgehen.

PROGRAMM

09:30 **Empfang** mit Kaffee und Brezeln

10:00 Begrüßung
Dr. Monika Pohl
Zweite Vorsitzende des Forums
Ludwig Marum e. V.

Dr. Sabine Fandrych
Leiterin der Friedrich-Ebert-Stiftung
Stuttgart

10:15 Elizabeth Marum-Lunau - eine der ersten
Juristinnen Deutschlands
Dr. Detlev Fischer, Karlsruhe

11:00 Französische Zustände. Die Marums im
französischen Exil 1933 - 1941
Andrée Fischer-Marum, Berlin

11:45 Das amerikanische Exil
Prof. Dr. Sibylle Quack, Berlin

12:30 Mittagspause



Elizabeth Marum-Lunau war die Tochter des Sozialdemokraten Ludwig Marum (1882-1934), der in der badischen Landespolitik der Zwanziger Jahre eine große Rolle spielte und der von den Nazis bereits 1934 ermordet wurde. Elizabeth Marum-Lunau gehörte zu den ersten Frauen, die ein Jura-Studium absolvierten. Sie studierte wie ihr Vater in Heidelberg und München und legte ihr erstes Staatsexamen am 6. März 1933 ab, einen Tag nach der schon unter den Bedingungen des Terrors durchgeführten Reichstagswahl. Die Nationalsozialisten gewannen erneut an Stärke und setzten den bereits eingeleiteten Aufbau der NS-Diktatur fort. Das machte es der Tochter eines jüdischen Politikers unmöglich, ihren Beruf im nationalsozialistischen Deutschland auszuüben.

13:30 Die Erinnerungsarbeit Marum-Lunaus in
Zusammenarbeit mit den Städten Karlsruhe und Mannheim
Dr. Manfred Koch, Karlsruhe

14:15 Die schulische Erinnerungsarbeit am
Ludwig-Marum-Gymnasium Pfinztal
Dr. Monika Pohl, Karlsruhe
Ulrich Wiedemann, Pfinztal

15:00 Vorstellung der Broschüre zur Erinnerung
an Elizabeth Marum-Lunau
Ulrich Wiedemann, Pfinztal

15:30 Schlusswort
Harald Denecken
Erster Vorsitzender des Forums Ludwig-
Marum e. V.

16:00 Ende der Veranstaltung

Anschließend informelle Gespräche mit den Referent/innen bei Kaffee und Gebäck.

Sie sind zu diesem Symposium herzlich eingeladen.
Die Teilnahme an der Veranstaltung ist kostenfrei.

Bitte melden Sie sich schriftlich an. Anmeldebestätigungen werden **nicht** verschickt.

Veranstaltungs-Nr.: 13240702